



Wöchentlich Eine Nummer.  
Preis vierteljährlich 2 Mark.

№ 27.

Alle 14 Tage Ein Heft.  
Preis 35 Pfennig pro Heft.

# Die Erbtante.

Roman

von

Johannes van Dewall.

Nachdruck verboten.  
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

## Erstes Kapitel.

**D**er Dampfer war signalisirt; schon schwebte der Leuchtkorb oben auf der Elbhöhe in der schwülen Sommerluft. Wie ein zweiter Mond sah er aus, von hier unten gesehen, vom Hafenthor, in dessen Nähe die transatlantischen Dampfer anzulegen pflegen; wie eine etwas kleinere, schlecht beleuchtete Kopie des glänzenden, vollen Mondes, welcher soeben am wolkenlosen Himmel hinter der schwarzen, imposanten Masse des Seemannshauses auf der Höhe des Stintfanges\* heraufstieg.

Rechts und links, den breiten, starkflutenden, glitzernden Strom entlang lag ein unabsehbares Gewirr von Masten und Schloten, Maaen und Stengen, darunter die dunklen Leiber der Schiffe, drüben von den Werften des Steinwärder herüber und auf den breiten Landungsbrücken blinkten die Lichter, welche zitternd auf dem Wasser sich wiederpiegelten in langen Streifen; zur Linken, im Schatten der Nacht vom Mondlicht übergoßen, lag das Häufergewirr Hamburgs, überragt von etlichen dunklen Pyramiden, unter denen der Thurm der Nikolaikirche sich besonders

auszeichnete, welcher sich hundertvierundvierzig Meter hoch dem Himmel entgegenreckte.

Gegen fünf Uhr Nachmittags war die höchste Flut gewesen, — es war nämlich Springsflut heute, — nun ebbete es scharf, deßhalb hatte die fällige „Friska“ Verspätung, doch war sie über Blankenese und den Sillberg bereits hinaus, sie mußte also in kurzer Zeit binnen kommen.

Auf den breiten Elbfais, mit ihren im Mondlicht glänzenden Granitquadern, wogte ein dichtes Gewühl von Menschen geräuschvoll durcheinander: Hoteldiener, Quartiersmänner\*, Schürger und Wagenführer, Leute mit Körben, die allerhand Kram feil hielten, grünröckige Zollbeamte und ein ebenfalls grüner Gendarm, Herren und Damen, welche Bekannte mit dem Schiffe erwarteten, und Müßiggänger. Eine ganze Reihe von Equipagen hielt an der andern Seite, neben dem Restaurationshause, die Kutscher auf dem Boß, welche lässig ihre Pfeifchen rauchten und über die Köpfe der Pferde hinweg von ihren erhöhten Sitzen aus nach dem Dampfer auslugten, der in kurzem hinter dem Gewirr der großen, englischen Kohlendampfer längs Altona zum Vorschein kommen mußte.

Die Wartenden standen zum Theil geschäftsmäßig oder in phlegmatischer Ruhe da, theils fluteten sie schwachend und scherzend durcheinander und freuten sich der kühlen Brise, die ab und zu erfrischend, nach

\* Auch Elbhöhe genannt.  
Deutsche Roman-Bibliothek. XII. 14.

\* Speicherleute.

dem heißen Augusttage vom Wasser her herüberzog und ihre heißen Gesichter fächelte.

Da war auch eine Gesellschaft von Theerjaken mit ihren Drnen, welche von dem nahen St. Pauli herunterkamen, lauter bemalte, aufgeputzte und überlaute Geschöpfe, die, vom Grog illuminiert, sich und die Andern mit fastigen Scherzen regalirten. In einiger Entfernung von diesen stand eine Gruppe erstier Geschäftsleute, welche sich halblaut, aber eifrig im Schatten der Mauer unterhielten. Einzelne Pärchen schlenberten ungeduldig auf und ab, Commis zumeist mit ihren „Damen“, welchen die Ankunft des Dampfers noch zu thun gab, eine lästige Pflicht, die sie abhielt, bei Nutzenbecher oder in der Londontavern zu soupiren.

Vornehm abseits stand ein großer, korpulenter Herr, in Frack und weißer Halsbinde, neben einem geschlossenen Wagen mit glänzenden Laternen und einem galonirten Kutscher auf dem Bock. Ein galonirter Bedienter und ein Mann in Civilkleidern, ein Kommissionär, hielten sich ein wenig hinter demselben und unterhielten sich flüsternd miteinander in Hamburger Mundart.

„Bleibt heute unvernünftig lange, der Steamer.“

„Er müßte eigentlich seit sechs Uhr schon binnen sein.“

„Und es ist ein gutes Schiff, die Frisia.“

„Freilich, aber bei der starken Ebbe heute.“

Immer ungeduldiger wogte es auf und nieder an diesem Endpunkte der großen Wasserstraße, welche zwei Kontinente miteinander verbindet. Mancher Fluch mischte sich ein, denn dort oben wohnt ein ferniges, urwüchsiges Volk. Von dem, was ein Hamburger an einem Tage ißt, können drei Sachsen oder Thüringer eine halbe Woche leben, und Zeit ist dort Geld.

Das heifere Klirren einer Kette, — alle Blicke flogen hinauf, jede Brust fühlte sich erleichtert: der Signalkorb war herunter, nun mußte der Steamer gleich bei Altona zum Vorschein kommen.

Und er kam; die Lichter an seinem Top wurden sichtbar, aus dem Gewühl der Masten heraus arbeitete er sich mit Macht. Ein Herzubrängen der Menge, Aufen und Stimmengewirr, erhöhtes Leben überall, besonders auf den Landungsbrücken; selbst die Kutscher wachten auf aus ihrem Halbschlaf und die Pferde spitzten die Ohren, die „Damen“ blieben zurück, die Herren Commis aber stürzten sich tapfer in das dichteste Gedränge. Schon wird der dunkle Riesenkörper der Frisia über dem magisch glänzenden Wasserspiegel sichtbar, wie ein Leviathan schiebt sich das Schiff mit halber Kraft heran, vor dem scharfen Bug rauscht und glitzert die zweitheilige Wassergarbe, welche schäumend nach rückwärts sprüht. Mit großer Vorsicht gleitet der Kolos heran und nicht mit Unrecht, denn das Fahrwasser ist eng und haarfarr nur zog an derselben eine ungeschickt gesteuerte, stromabwärts schwimmende Bark vorüber.

Jetzt glitt die haushohe Masse dichter heran, man unterschied bereits die Köpfe der Menschen, welche über die Schanzbekleidung herüber sahen, hörte das laute Prasseln des Ventil's und die Kommandoworte des Kapitäns; noch etliche Minuten und die Frisia lag fest an der Landungsstelle, die Fallreps fielen

herab und es begann das Ausschiffen. Im Scheine des Mondes und der Laternen schob sich eine dunkle Menschenwoge, welcher etliche Uebereilige voran hasteten, vom Deck herunter, auf die breite Landungsbrücke. Die Menge am Ufer spaltete sich und gestattete ihr, durch sie hindurch zu fliehen. Ueber die Köpfe der Andern hinweg rief man Namen und Befehle; hier fielen sich schon die Pärchen in die Arme und feierten ein frohes Wiedersehen, dort drückten sich Freunde die Hände, herzu flogen die Wagen, die Ankömmlinge aufzunehmen, welche zumeist nach vierzehn Tagen zum ersten Male wieder Land unter ihren Sohlen fühlten. Nun kamen auch schon die Bootskleute mit dem Gepäck, mit einigen Nachzügeln dazwischen, Wagen auf Wagen rollte dabon, die Commis faßten ihre Damen unter, nachdem sie ihre Geschäfte in Eile abgewickelt hatten, und zogen mit ihnen von bannen nach irgend einem Gartenlokal. Der Menschenschwarm fing an sich zu verlaufen, selbst die Matrosen mit ihren bemalten Mädchen fanden nichts mehr zu schauen und feuerten wieder aufwärts nach dem Spielbudenplatz und den Tanzknepen.

Dagegen hielt der Wagen mit dem galonirten Bedienten noch immer auf demselben Platze, der stattliche Herr mit dem Frack aber stand nicht mehr neben den Köpfen der Pferde, sondern hatte sich der Landungsbrücke genähert. An der Barrière derselben, gewissermaßen als vorgeschobener Posten, stand der Bediente, während der Kommissionär längst hinter der Schanzverkleidung des Schiffes verschwunden war, nachdem er kurze Rücksprache mit einem Herrn mit einem goldenen Streifen an der Mütze genommen hatte.

Jetzt kam dieser plötzlich wieder zum Vorschein zwischen den Leuten, die dort mit Kisten und Koffern hantirten, und zwischen Bergen von Gepäck.

„Achtung! . . . Sie kommen!“ rief er schon von Weitem und winkte lebhaft mit dem Arm, worauf der Herr im Frack noch näher herzutrat und die Cigarre fortwarf, welche ihm die Langeweile des Wartens vertrieben hatte.

„Komische Gesellschaft,“ raunte der Kommissionär ihm hastig zu, „ein ganzes Maritätencabinet.“

Der vornehme Herr erwiderte kein Wort, sondern begab sich auf die Landungsbrücke; dort oben wurden soeben etliche dunkle Gestalten sichtbar, denen ein Einzelner geschäftig voraneilte.

Es war dieß der Kurier und er wandte sich mit dem Instinkte solcher Leute sofort an den Herrn im Frack, den Abgesandten des Hotels, an welches er telegraphisch die Ankunft seiner Herrschaft gemeldet hatte.

Einige schnell in englischer Sprache gewechselte Worte, und Jener deutete auf den Wagen.

„Und für das Gefolge?“ fragte der Andere.

„Dort stehen Droschken, — ich habe zwei derselben mit Beschlagn belegt.“

„All right, Sir! Hier ist das Verzeichniß der Bagage, — dreiunddreißig Stück.“

Der Herr im Frack nahm den Zettel und reichte ihn, ohne rückwärts zu sehen, dem Kommissionär.

Jetzt zogen Beide den Hut, denn die Fremden waren dicht heran, und trotzdem der Herr im Frack fünfzehn Jahre nun schon Geschäftsführer eines Welt-hotels in einer großen Hafenstadt war und als

solcher vielerlei Ungewöhnliches zu sehen bekommen hatte, riß er doch die Augen gewaltig auf, als er den seltsamen Zug im Scheine der Laternen musterte, der jetzt herankam, — der Kommissionär hatte Recht: ein wahres Karitatenkabinet, ein Fastnachtsaufzug mitten im Sommer.

Voran schritt ein schlanker Bursch, dessen schmales gelbes Gesicht ein blendend weißer Turban überragte, ein Hindostaner mit dunklen, melancholischen Augen, eingehüllt trotz der Hitze des Tages in ein dickes, warmes Gewand, welches ebenfogat ein Kasfan, als ein langer Paletot sein konnte, unter dem die weiten blauen Beinkleider und dunklen Pantoffeln hervorschauten. Er trug eine kleine Reisetasche in seinen gelben, schmalen Händen und einen Hund, aber das Thierchen regte sich nicht, denn es war ausgestopft, seine großen, verwunderlichen Augen waren von Glas.

Dann kam eine unförmige, ganz in kostbare Shawls eingewickelte Gestalt, geführt auf der einen Seite von einem alten Kerl mit trockenen Zügen, der einen Livréehut trug und eine Nedingote von gelbem Tuch, nach englischem Schnitt zugeknöpft bis an den Hals, als fröre er mitten im Sommer, und mit einer Halsbinde, welche das halbe untere Gesicht verbarg. Der alte Knabe hielt mit der ernstesten Miene von der Welt einen großen Schirm über die Gebieterin ausgespannt, als fürchtete er, der Mondschein könne ihren bräunlichen Teint verderben. Auf der andern Seite unterstützte sie ein Gentleman, in einem untadelhaften europäischen Anzuge, der ab und zu auf Englisch eine theilnehmende Frage an die unförmige Masse richtete, welche mit einem dumpfen Grunzen beantwortet wurde.

Dann kam mit geringem Abstände eine jugendliche weiße Dame, in einem einfachen, eleganten Reisekostüm, neben der mit kleinen, ungewissen Schritten eine zarte, seltsam verhüllte weibliche Gestalt hereschwandte, deren langer Schleier ihre Züge völlig verbarg.

„Wenn Die nur nicht ersticken!“ spottete einer der Matrosen, indem er ihnen lachend nachschaute.

„Der Haufen Kleider, das ist die Begum,“ flüsterte der Kommissionär dem Geschäftsführer in's Ohr, der leicht mit dem Kopfe nickte. Im nächsten Augenblick wurde dieser von der eben erwähnten jungen Dame angesprochen, welche sich in deutscher Sprache erkundigte, ob auch die Zimmer, wie bestellt, gehörig geheizt wären; nachdem befriedigende Antwort erfolgt war, näherte man sich dem Wagen.

Die Gaffer, welche sich herzubrängten und sich vor Allem über den Sonnenschirm im Mondenschein belustigten, sahen, wie man die dicke Masse behutsam in die Kutsche hob, und wie die Uebrigen ebenfalls einstiegen.

Ein nochmaliges: „All right, Sir!“ und die Pferde zogen an, die fremdartige Gesellschaft fuhr von dannen, durch die engen Straßen am Hafen, hinein in die hellerleuchtete Stadt und zum Alsterbassin, wo eine ganze Flucht von Zimmern für sie bereit gehalten wurde.

„Eine Begum . . . eine indische Wittve, mit Millionen im Vermögen,“ hieß es im Hotel, so ging es von Mund zu Mund; als aber hernach die Wis-

begierigen in das Fremdenbuch schauten, wurde ihr Interesse nicht wenig abgeschwächt, denn statt eines einer Begum würdigen Namens fanden sie verzeichnet: Mrs. Macduff, nebst Begleitung und Dienerschaft — fünf Personen. — Auch im Uebrigen fand die Neugierde keine Nahrung, denn die Fremden hielten sich streng in ihren Räumen verborgen, bis auf den europäischen Diener, einen alten, schweigsamen, groben Schotten, und den Herrn in Civil, ein Gentleman, welcher mit dem Kurier am nächsten Tage schon wieder nach England zurückreiste. Die Indier aßen und tranken nach europäischer Sitte, und der Zimmerkellner, welcher sie bediente, gelangte niemals weiter, als bis in die vordersten Räume, wo die Gesellschafterin oder der grobe Schotte ihn abfertigten.

### Zweites Kapitel.

In dem offenen Fenster des Hotels lehnte an einem der nächsten Morgen die Gesellschafterin der Lady Macduff und schaute hinunter auf die Straße und das weite Bassin der Binnenalster, bisweilen auch in träumerischem Versunkensein über den schmalen Streifen dort hinten, den Eisenbahndamm mit der Lombardsbrücke, hinweg, nach der größeren, von Willen und Wald umsäumten Wasserfläche in der Ferne, welche ein dunkler Streifen abschloß.

Das zarte, von der Sonne der Tropen nur ganz leicht gebräunte Gesicht der Dame beschatteten die Gedanken, wenn nicht die Sorge. Ihre schmale Hand, welche sich eben noch auf die Brüstung stützte, legte sich fest gegen die Stirn und das dunkle, reiche Haar, das tiefblaue Auge, dem man es ansah, daß es heiter, ja selbst übermüthig strahlen konnte, blickte in sich hinein, beinahe düster. Sein erster Ausdruck bildete einen scharfen Kontrast zu den lieblichen Zügen, zu den weichen, lebenswarmen Konturen des reizenden Gesichts.

Zwar in ihrer Nähe befand sich Niemand, der sie hätte stören können in ihrer Betrachtung, aber der Glanz des jungen Sommertages und das lebendige Treiben hier draußen hätten sie doch wohl herausreißen dürfen aus dieser nachdenklichen Stimmung.

Das Leben der großen Handelsstadt pulsrte mächtig hier unten auf den eleganten, baumbepflanzten Kais der Binnenalster, und fast noch lebhafter ging es unten auf dem Wasser zu: einer der kleinen Dampfer nach dem andern schnob heran oder flog hinaus, ganze Wogen von festlich gepuzten Menschen herzu bringend, welche plaudernd und lachend die breite Treppe gerade unter dem Hotel hinaufstuteten, oder beladen mit Passagieren nach der Mhlenhorst hinauslaufend.

Ueber die silbernen Streifen fort, welche der Kiel dieser schnellen Boote in der grünen Flut hinterließ, glitten pfeilschnell jene eleganten Segelboote, auf denen die jungen Hamburger den freien Sonntagmorgen zu genießen lieben, oder schob sich die schwere Fotle, deren Ruder wie Spinnensfüße über das Wasser frohen.

Zahlreiche Schwäne belebten außerdem die Flut, nur hielten sie sich heute früh in einiger Entfernung, denn in der Nähe des Jungfernstiegs hielt der große

Hamburger Ruderklub seine Uebungen. In ihren langen, schmalen Booten sahen die jungen, kräftigen Männer, mit nackten, muskulösen Armen die langen Ruder handhabend, am Heck der Steuermann mit goldberänderter Mütze; vorn am haarscharfen Bug flatterten die Fähnchen im Winde. Auf den Wink ihres Kommandeurs formirte sich das Geschwader, machte es seine Evolutionen, bald abschwendend, bald einschwenkend, bald in Divisionen, bald zu Zweien oder Vieren.

Hunderte von Menschen standen oben am Geländer und sahen dem Schauspiel zu — die junge Dame dort oben sah unachtsam, träumerisch darüber hinweg.

Ein leiser Zug, der ihren Nacken streifte, — die Thür hinter ihr hatte sich geöffnet. Sie blickte sich um.

„Herr Justizrath Faber,“ meldete der Kellner.

„Ich lasse ihn bitten, einzutreten,“ erwiderte sie, trat rasch sich ermunternd vor den Spiegel und fuhr mit der Hand leicht glättend über den Scheitel.

Ein kleiner, ällicher Herr trat herein, schaute sie an durch seine runden Brillengläser, ein wenig überrascht offenbar, und sprach dann mit einem Tone, dem man einiges Erstaunen anmerkte:

„Mrs. Macduff? . . .“

„Mein Name ist Elisabeth Steinfurt,“ versetzte das Fräulein, sich leicht verneigend. „Ich bitte Platz zu nehmen, Herr Justizrath; meine Dame ist nicht ganz wohl, deshalb hat sie Alles, was sie wünscht, zu Papier gegeben. Sie ist im Besitz eines Briefes von Mr. Plawner, ihres Londoner Advokaten, den bittet sie Sie zu lesen. Ich werde in wenigen Minuten wieder zurück sein.“

In der That trat das Fräulein mit einem Päckchen von allerhand Geschriebenem und einem großen, sorgfältig versiegelten Brief bald darauf wieder herein.

„Es handelt sich vorläufig nur um Placirung einiger Kapitalien in deutschen Werthen,“ sprach sie, indem sie diese dem Rechtsgelehrten übergab.

Es entspann sich, nach flüchtiger Betrachtung der Schriften, dann ein längeres, geschäftliches Gespräch, welches von dem Justizrath mit einer Gründlichkeit geführt wurde, die die junge Dame auf die Dauer zu ermüden schien, denn etliche Male sah sie ungeduldig verstoßen nach der Uhr an der gegenüberliegenden Wand.

Endlich erhob sich der Herr, bedauerte, Mrs. Macduff nicht persönlich kennen gelernt zu haben, versprach in den nächsten Tagen wiederzukommen und empfahl sich.

Er war kaum hinaus, als der alte Bursche, der Diener mit dem gefurchten Gesicht und der hohen Halsbinde, hereintrat und neben der Thüre Posto faßte. Steif und unbeweglich blieb er dort stehen, trotz der Hitze in seiner dicken Bedingote, nur seine hellen, kleinen Augen hefteten sich fest auf die Dame.

„Was gibt es, John?“ fragte diese aufschauend.

„Ich habe einen Brief für Sie,“ versetzte John und brachte mit der eiligen Geste eines Automaten seine rechte Hand zum Vorschein, in deren zugewiffener Faust er ein Papier hielt.

„Einen Brief? . . . Geben Sie her!“ rief die Dame aufspringend.

Sie nahm dasselbe und öffnete es mit Hast; — es war ein Telegramm, kein Brief, ihr Auge überflog die kurze Zeile und als wäre ein Zauber in derselben enthalten, so wunderbar war die Wirkung, die es hervorbrachte.

„John, in einer halben Stunde einen Wagen. Sie fahren mit hinaus nach der Bahn!“ rief sie, völlig verwandelt mit einem Male, mit strahlenden Augen und von einer auffälligen Unruhe und Hast plötzlich befallen.

„All right!“ knurrte der Alte, nicht ohne einige Bewunderung, und schob sich hinaus.

Er war kaum fort, da eilte die Gesellschafterin der Lady Macduff an das Fenster, las das Telegramm noch einmal und preßte leidenschaftlich das Blatt Papier an Mund und Herz.

Die Worte, welche sie murmelte, blieben unverständlich, — es war aber klar, daß sie die Nachricht erhalten hatte von der bevorstehenden Ankunft einer Person, und daß sie diese über Alles lieben mußte.

Eine große Geschäftigkeit erfaßte die junge Dame in Folge dessen; sie klingelte und gab Befehle, die indische Dienerin holte ihren Hut, Mantille und Handschuhe. Sie sah dann alle Minuten nach der Uhr und auf die Straße und runzelte die Stirn, weil der Wagen unverantwortlich lange zögerte, nach ihrer Meinung.

Endlich fuhr er vor; ohne eine Meldung abzuwarten, eilte sie hinunter.

„Nach dem Bahnhof!“ befahl sie. Der Hotelwagen fuhr davon.

Nach einer ferneren halben Stunde dann kehrte derselbe wieder zurück; neben Elisabeth Steinfurt saß noch Jemand in dem weichen Fond, aber derselbe war nicht — wie wohl Mancher annahm, ein Mann, sondern eine junge Dame, Marie Werner, die Jugendfreundin der Fremden, die die lange Reise von Wien bis Hamburg nicht gescheut hatte, um diese aufzusuchen.

Ganz im Gegensatz zu den unendlichen Gepäckmassen der Begum, bestand ihre Bagage nur aus einem mittelgroßen Koffer und einer kleinen Handtasche.

### Drittes Kapitel.

In dem eleganten Raume duftete es aromatisch; auf dem Tisch vor dem Divan stand noch das leckere Dessert: auserlesene Früchte, Konfekt, eine Schale mit Eis und Kaffee und eine Flasche Champagner, kaum zur Hälfte geleert.

Neben dem halbverhangenen Fenster, in traulicher Halbdämmerung sahen die beiden Freundinnen beieinander in eifrigem Gespräch. Sie hatten sich lange Jahre nicht gesehen und hatten sich viel zu erzählen, die Eine, mit deren Geschick sich bedeutsame und überraschende Wandlungen vollzogen hatten, ebenso wie die Andere, deren Leben stiller dahingeflossen war. Ein jedes Menschenleben, ob reich oder arm, ist ja von hohem Interesse für Denjenigen, der einen lebhaften Antheil an dem Andern nimmt.

Sie hatten sich Beide im Unglück einst gefunden und hatten sich fest aneinander angeschlossen, die schalkhafte Marie an die energischere und lebensklügere Elisabeth. Etliche Jahre waren sie schwesterlich mitfsammen dieselbe Straße gezogen, hatten dieselbe Unbill gelitten im Leben, denselben Stürmen getrogt, hatten sich gegenseitig gestützt und getröstet und waren dann getrennt worden durch die Verhältnisse, da eine Jede von ihnen sich selbst ihr Brod suchen mußte.

Marie hatte ihre kleine Geschichte bald beendet: von der Theaterschule fort, war sie in Wien geblieben. Ausgestattet mit hinreichendem Talent und einem hübschen Aeußern, hatte sie es versucht, in der österreichischen Hauptstadt Carrière zu machen, dann, als sie die Klippen und Widerwärtigkeiten in ihrem Beruf zuletzt müde und lebensfadt gemacht, hatte sie der Bühne entsagt und dann eine Weile in Brünn bei Verwandten gewohnt, sich durch Stundengeben ihr Dasein fristend. Später war die Liebe zur Kunst wieder mächtig in ihr erwacht; sie hatte es noch einmal versucht, den Fuß auf die Bretter zu setzen. Sie hatte Gönner und Freunde gefunden, die sie stützten und ermunterten, sie hatte jetzt einen moralischen Halt, außerdem an ihren Verwandten und an den Familien ihrer Schülerinnen, an diesen selbst, sie gefiel dem Publikum, sie erntete Beifall, auch das Ueble wagte sich nicht mehr so zudringlich an sie heran; sie fühlte, daß auch ein aufständiges Mädchen unbesiegt den oftmals schwierigen Weg zu wandern vermochte — sie war geblieben und es ging ihr gut, das Leben lächelte ihr freundlich seitdem, zum ersten Male wieder seit der Stunde, wo man ihren Vater begrub, vor sieben Jahren, der österreichischer Offizier gewesen war und sie mit der harten Stiefmutter damals allein zurückließ.

Sie hatte jetzt Ferien, das traf sich glücklich. Ueber Wien hatten sie die Briefe der Freundin, die überraschenden, auf langen Umwegen gefunden, denn sie war bislang bei Bekannten auf deren Landsitz in Mähren gewesen, augenblicklich hatte sie sich aufgemacht und war dem Rufe gefolgt.

Elisabeth umarmte sie zärtlich; sie sahen sich tief in die Augen, als wollte Eine der Andern bis auf den Grund des Herzens blicken, dann küßten sie sich noch einmal und drückten sich die Hände.

„Du Glückliche!“ sprach Elisabeth, „Du hast einen warmen, behaglichen Winkel gefunden. Du stehst auf eigenen Füßen und das Leben liegt klar und deutlich vor Dir.“

Sie sah nachdenklich vor sich hin, während Marie sie lächelnd und ein wenig verwundert anschaute.

„Ja — das sagst Du?“ rief sie, „Du Kind Fortunens, der ein solches ungemessenes Vermögen über Nacht in den Schooß fiel?“

Elisabeth schüttelte langsam das Haupt.

„Geld ist ein Segen und eine Macht, aber auch eine schwere Bürde, Marie! Du darfst mir glauben, Du zogst das bessere Loos von uns Beiden.“

„Fürwahr, das klingt ganz wunderbar melancholisch! — Ich meine, es gäbe genug edle Menschen, welche Dir gern diese schwere Last tragen hülfen, oder sie Dir ganz abnähmen.“

„Das ist es eben, — das ist die Schattenseite,

Marie. Seit ich im Besitz bin, reden sich tausend anspruchsvolle Hände mir entgegen, auf Tritt und Schritt verfolgt man mich.“

Sie erhob sich, zog eine Schublade auf und entnahm derselben eine Anzahl von Briefen.

„An Lady Macduff? . . . An Madame Begum? . . . Was soll das heißen? . . . An Lady Macduff!“

Die junge blonde Künstlerin schaute mit ihren großen, dunkelblauen Augensternen lächelnd und fragend zugleich zu der Freundin auf.

„Ich will Dir Alles erklären, mein Liebling,“ versetzte Jene mit einem seltsamen Schimmer in ihrem Blick, „und dann Deinen Rath hören. Stred' Dich bequiem hier aus, Du bist angegriffen von der Reife.“

„O, ich schlafe im Waggon wie ein Dachs.“

„Inmerhin, meine Erzählung ist länger als die Deine, und ich muß von vorn beginnen, damit Du im Stande bist, meine eigenthümliche Lage richtig zu beurtheilen. Ich muß zu Dir sprechen von meinen Kinderjahren, von meinen intimsten Verhältnissen.“

#### Viertes Kapitel.

„Seit ich denken kann,“ begann Elisabeth „weiß ich, daß in unserer Familie eine dunkle, sagenhafte Erbtante ihren Spuk trieb, die uns Alle mit vagen Hoffnungen auf eine dereinstige große Erbschaft erfüllte, Millionen, die plötzlich vom Himmel herunterfallen würden, die Diesen oder Jenen sogar verführten, darauf los zu sündigen, das heißt, mehr auszugeben, als sie besaßen. Es war etwas Wahres an dieser Legende. Eine Tante meines verstorbenen Vaters war einst als Gouvernante nach Indien gekommen und dort zu Reichthum gelangt. Da deren Lebensgeschichte so ziemlich meiner eigenen gleicht, so erzähle ich Dir nur die meine.“

„Ich glaube, die Steinfurts waren immer ein egoistisches, hartes Geschlecht, seit Generationen wenigstens haben dieselben stets in Unfrieden oder Abgeschlossenheit gelebt unter einander.“

„Als mein Vater starb und mich auf der Welt allein ließ, ohne Vermögen und Stütze, ein junges, rathloses Ding von knapp sechzehn Jahren, da schrieb mein Vormund an die Familie, stellte derselben meine traurige Lage vor und bat, sich der verlassenen Waise anzunehmen.“

„Ich habe einen Onkel, er hat sich adeln lassen und ist jetzt Präsident, ein gar vornehmer, hochstrebender Herr, der antwortete barsch zurück, er hätte selbst Familie und könnte sich um mich nicht kümmern. Der zweite Bruder meines Vaters, Leopold, ist ein reicher Industrieller, ein Kommerzienrath, der schickte fünfundzwanzig Thaler, ein für allemal, es heißt, ihn verzehrt die Habsucht, und nur ein Better meiner verstorbenen Mutter, der Baurath Arnstein, der am wenigsten begüterte von Allen, erkundigte sich freundlich nach mir, sandte hundert Thaler zur Begleichung etwaiger Verbindlichkeiten, und versprach nach Kräften für mich zu sorgen. Er habe einen erwachsenen Sohn daheim, schrieb er, seinen Doktor, und lebe ohne Frau, sonst würde er mir mit Freuden sein Haus öffnen.“

„So stand ich armes, hülfloses Ding denn im zartesten Alter mit etlichen hundert Thalern, dem Erlösz der Versteigerung der Möbel, allein in der Welt und mochte sehen, wie ich mich durchschlug; ich konnte untergehen in dem stürmischen Meere des Lebens, was verschlug es jenen kalten Egoisten. Ich schrieb später einige Male, ich bekam keine Antwort, man wollte die Bettlerin nicht kennen!“

„Abscheulich!“

„Ein Zufall brachte mich, wie Du weißt, zu dem Entschluß, mich der Bühne zu widmen: die Frau meines Vormunds war dramatische Sängerin gewesen in jungen Jahren, sie bewog mich dazu. Man hätte als einzelnes, armes Frauenzimmer, bei etwas Talent und Exterieur, noch die meiste Aussicht, im Leben vorwärts zu kommen, meinte sie, und so seltsam mir zu Anfang dieser Gedanke vorkam, so neu und märchenhaft, — am Ende schlug ich ein und ging nach Wien, weit ab, denn ich Thürin, ich schämte mich vor meiner Familie, glaubte in meinem Unverstand jener Sippe, die mich ausgestoßen hatte, ein Unrecht anzutun.“

„So ist halt der Mensch! Aber ich bitte Dich, laß Dir's nicht leid sein darum, Lisel, dort fand ich Dich!“

„Ja, dort schenkte mir der Himmel, als Ersatz für Vieles, eine treue, liebe Freundin — Dich!“ verfezte Elisabeth mit Innigkeit und küßte zärtlich, und sich an ihrem guten Aussehen weidend, den blonden Scheitel und die Wangen Mariens.

„Die Lehrzeit verging, das Schicksal trennte uns dann; Du bleibst in Wien, ich bekam ein Engagement in Bern. — Ich hatte Muth, denn ich hatte fleißig gelernt, ich fühlte, daß ich etwas leisten konnte, das hob mir die Brust und erfüllte mein unerfahrenes Hirn mit allerhand glänzenden Träumen von Glück und Schätzen, aber trotzdem, Du weißt es, Marie, wie mein Herz dennoch zagte in schwachen Stunden, wie sauer mir der Abschied wurde und wie so hart die Wirklichkeit hernach mir entgegentrat.“

„Es gibt rohe Männer, welche alle weiblichen Wesen, welche sich der Bühne widmen, geradezu wie eine Beute betrachten, auf die sich zu stürzen sie ein gutes Recht haben . . .“

„Ich weiß davon zu reden . . . Eine Schande ist es!“

„Dazu die Rohheit einzelner Kollegen . . .“

„Und der Neid und die Intriguen gewisser Kolleginnen.“

„Die ganze Misère, die die Anfängerin durchzukosten hat, der Schmutz, welcher ihr oft bis an die Brust hinauf reicht, trotz meines guten Naturells, ich war dem auf die Dauer nicht gewachsen.“

„Ein Mensch vor Allem war es, welcher mir das Leben beinahe unerträglich machte damals, einer der Bevorzugten, Gebildeten, ein Attaché einer der Gesandtschaften, mein eigener Vetter, Egon von Steinfurt, der mich freilich unter dem Namen Luz, dem Namen meiner Mutter, den ich angenommen hatte, nicht erkennen konnte, um so mehr, da er mich niemals vorher im Leben gesehen hatte, ein leichtsinniger, unedler und bis über die Ohren in Schulden steckender Mensch, der mich mit seiner Zudringlichkeit

und seinen Unverschämtheiten fast zur Verzweiflung brachte. Ich gefiel anfangs in Bern, ach, nur zu sehr! Ich debütierte als Page im Figaro und wurde beklatscht. Ich zitterte vor Freude und Stolz . . . ich ahnte ja nicht . . . doch genug! Je kälter ich sie abwies, je mehr ich mich, angeekelt, in mich zurückzog, desto weniger klatschte man, desto absprechender wurden die Kritiken . . . Rabalen und Demüthigungen . . .“

„Ich kenne das zur Genüge, Lisel.“

„Kurzum, ich schied und ging nach Köln; im nächsten Jahre verließ ich die Bühne ganz, das bescheidene Loos einer Gesellschafterin jenem glänzenden Glende vorziehend. Es machte sich das zufällig: ich war im Sommer, wie ich Dir damals mittheilte, einige Wochen in Godesberg bei Bonn, mit einer mir bekannten deutschen Familie. Dort lebte eine Engländerin, Mrs. Bogham, die Frau eines höheren englischen Militärs, welche die Aerzte hiehergeschickt hatten, um sich von den Nachwehen einer schweren Krankheit zu erholen.“

„Sie war eine sanfte, liebenswürdige Frau, wir schlossen Freundschaft miteinander, und als sie heimging, bat sie mich, sie zu begleiten. Zum zweiten Male in meinem Leben stand ich vor einem schweren Entschluß — der Rückblick auf die beiden letzten Jahre meines Daseins, die Aussicht, ein fremdes Land zu sehen und meine Neigung für Mrs. Bogham gaben den Ausschlag zuletzt, im September ging ich mit nach London.“

„Ich möchte das Alles manchmal als eine besondere Schickung des Himmels betrachten; — hier beginnt nämlich das Märchen meines Daseins, ein bunter Traum, will es mich dünken, in diesem Augenblicke, wo ich Dich wiedersehe, und doch, die Beweise der Wirklichkeit liegen im Bereiche meiner Hand; ich armes Frauenzimmer, das oft nicht wußte, wie es seine Fähnchen für die Garberobe beschaffen sollte, ich gebiete nun über Tonnen Goldes, ein Wink von mir und was ich wünsche, steht da.“

„Und Dich freut es nicht?“

„Ich weiß nicht, Marie . . . ich bin noch wie im Traume; ich möchte manchmal aufathmen, das Alles abschütteln, einen dummen Streich machen wie früher, nur um zu fühlen, ich lebe noch, ich bin noch ich, — aber das schwere Gold und die Verantwortung — sie drücken mich nieder, das Lächeln verfliegt, die Sorge hat mich wieder.“

„Das ist absonderlich, Lisel, weißt Du das? . . . Geh', mach' doch halt einmal einen dummen Streich, probir' 'mal, ob Du lebst, ehe Du den Kopf hängst,“ rief die hübsche Freundin lebhaft und sah sie aufordernd an.

„Jetzt wag' ich es schon, jetzt hab' ich Dich! . . . Wenn ich auch gewollt hätte, wie sollte ich's ausführen, — allein, unter Karben die einzig fühlende Brust. Seit ich zu Geld kam, habe ich außerdem noch nichts wie Plackerei und Sorge von demselben gehabt, fahrlässige Advokaten waren meine Courmacher und Bettelbriefe in allen Schattirungen meine billets d'amour, selbst bis hieher verfolgen sie mich.“

„Die ‚Madame Begum‘, Besitzerin von ganzen Tonnen Goldes, kann das nicht anders verlangen.“

Wie kommt man überhaupt darauf, Dich bei diesem sonderbaren Namen zu nennen? Hast Du den Titel mitgeerbt?"

Elisabeth lächelte beinahe schalkhaft.

"Diese Briefe sind eigentlich nicht an mich," sprach sie etwas zögernd.

"Nicht an Dich? — Ja, an wen denn sonst?"

"Ich will es Dir sagen, am Ende meiner Erzählung."

"So fahre fort, aber schnell!"

"Von England schrieb ich Dir; Du weißt, es ging mir gut, ich ward dort wie ein Glied der Familie betrachtet und hätte sogar Gelegenheit gehabt, mich anständig zu verheirathen. Ich schrieb Dir ebenfals, daß Mr. Bogham nach Indien versetzt wurde, und daß ich mich auf längeres Zureden entschloß, mit ihnen in dieses Wunderland zu ziehen. Die Londoner Bekannten schilderten mir die Reise als eine Vergnügungsfahrt, die Entfernung als einen Skatensprung und versprachen mir goldene Berge. Es muß wohl ein stiller Gang zum Abenteuerlichen in meinem Blute liegen, Marie, ich sagte zu, ich stürzte mich blindlings in die ungewisse Zukunft, ich hatte ja Boghams und es gibt ja überall gute Menschen, dachte ich.

"Wir gingen nach Calais und fuhren mit der Ueberlandpost durch ganz Deutschland, über die Alpen, durch Italien und schifften uns in Ancona ein. Unser vorläufiger Bestimmungsort war Bombay. Die neuen, großartigen Eindrücke wirkten zuerst fast betäubend auf meine Sinne, im Fluge wechselten die Bilder, eines immer herrlicher als das andere: die blaue See, die zackigen Küsten Dalmatiens, an denen wir hinfuhren, und das Leben auf dem Schiffe, aber bald gewöhnte ich mich, und als die gelbe afrikanische Küste nun in Wirklichkeit vor mir lag, war ich bereits bedeutend abgestumpfter. Wir fuhren in den Hafen von Alexandria.

"Ich entsinne mich heute nur noch des Gewühls am Ufer, vor Allem der Zudringlichkeit des orientalischen Gesindels und der vielen schwarzen Gesichter, die uns begegneten. Eine fast europäisch aussehende Droschke brachte uns nach dem Hotel de l'Europe.

"Wir reisten nicht zu unserem Vergnügen; schon am nächsten Tage flogen wir auf Dampfesflügeln durch die Wüste, an Kairo und den Pyramiden vorüber, an den Dörfern der Fellahs, welche eher wie Termitenhäusen aussahen, als wie menschliche Wohnungen, an melancholischen Seen und durch endlosen, aufwirbelnden gelben Sand, eine lange, beschwerliche Fahrt. Ein breiter, tiefblauer Streifen stieg endlich am Horizont herauf, wir näherten uns Suez und dem rothen Meere.

"In dem unmittelbar an der rollenden See gelegenen, höchst eleganten Suezhotel hielten wir kurze Rast; der Besitzer dieses an der größten Weltstraße gelegenen Hauses ist niemand Geringeres als der Vizekönig.

"Der große Dampfer schaukelte sich draußen majestätisch auf der blauen Flut; mit noch etwa hundert anderen Passagieren zusammen bestiegen wir die Boote und fuhren hinüber. Eine Musterung der Reisegeellschaft ergab ein ziemlich befriedigendes

Resultat; es war eine Musterkarte aller Nationen, welche sich hier zusammengefunden hatte. Leider riß die Seekrankheit in den ersten Tagen sehr bedenkliche Lücken, wir waren oft nur zwanzig bis dreißig Personen bei Tisch. Ein alter Holländer mit zwei hübschen blonden Töchtern, ein Kaffeepflanzer aus Java oder Sumatra und einige englische Herren und Damen waren unser hauptsächlichster Umgang, die Bepflegung war anfangs vortrefflich, nahm aber schon in den nächsten Tagen merklich ab, genau in demselben Verhältniß, als die Hitze zunahm; gegen die fast unerträgliche Glut schützten die an der Decke aufgehängten Puntkas nur sehr nothdürftig.

"Die Herren tranken viel Grog und spielten Karten, am Abend wurde getanzt, wenn die Witterung es erlaubte, wozu einige Indier musizirten, und dabei zogen in märchenhafter Farbenpracht die wilden Bergtanten Arabiens an uns vorüber.

"Tagelang sahen wir außer dem Wasser nichts als Felseneilande und die zerriffene ferne Küste, schließlich verschwand auch diese. Erst bei der Kaffeestadt Mokka erblickten wir das terrassenförmige, nackte, von der Sonne angeglühte Ufer wieder. Bald hinter der Bab-el-Mandeb-Strasse kamen wir nach Aden, legten dort an, um Passagiere einzunehmen, und dampften dann hinaus in den weiten indischen Ozean. Einige wundervolle Abende, wo es nicht wärmer war, als bei uns im Juni, dann stieg der Thermometer plötzlich auf hundertundzehn Grad, eine herzbelemmende, erdrückende Schwüle herrschte, welche sich Abends häufig in Wetterleuchten Luft machte. Zuletzt ein fliegender Sturm, der uns Alle zwang, tagelang unter Deck zu bleiben, — eine Qual, von welcher Du Dir schwerlich eine Vorstellung machst, endlich, am neunundzwanzigsten Oktober passirten wir das Leuchtschiff, nahmen den Lootsen ein und warfen vor Bombay Anker.

"Der Anblick der Niesenstadt mit ihren Pagoden und Kuppeln ist äußerst malerisch und trübte nur die furchtbare Hitze den ersten Eindruck. Ich ging überhaupt die ganzen ersten Tage dort wie eine Verzauberte einher, denn Alles, was ich sah und hörte, war so ganz neu und so ungewöhnlich, daß selbst die ausschweifendste Phantasie eines deutschen Fräuleins es nicht auszudenken vermag.

"Herr Bogham, welcher früher schon einmal in Indien gewesen war, that ganz wie zu Hause: er führte uns nach dem Hotel, brachte uns dort sicher unter und sandte dann sofort einen Kommissionär aus, um für uns eine passende Wohnung zu suchen. — Wie ich erschrak, als ich die Masse der nackten, braunen und bis in's Grünliche schillernden Kerle gewahrte, welche die Dienste der Kellner und Hausburtschen dort verrichten! Mit fast nichts Anderem bekleidet, als einem Sarong, einem langen Kittel aus starkem Baumwollenzeug, saßen wir Frauen, ohne uns zu regen, in den unerträglich heißen Zimmern, welche nur durch hölzerne Rahmen, mit grober, tapezirter Leinwand beklebt, von den Nachbarräumen getrennt waren; nicht einmal Glascheiben, nur Läden gab es vor den sogenannten Fenstern, es existirte auch weder ein Schrank, noch eine Kommode, dieselben würden nur ebensoviele Aufenthaltsorte für

allerhand Ungeziefer sein. Lebhaft grüne Eidechsen liefen uns über Gesicht und Hände.

„Herr Bogham fand bald, was er suchte, ein hübsches Landhaus nahe der Festung, wohin sein Dienst ihn rief, unfern der See; dort rüsteten wir uns nebst einem für europäische Begriffe geradezu fabelhaften Troß von Dienerschaft ein. Von den zwanzig oder vierundzwanzig Menschen kamen vier allein auf meine Person.

„Ich würde Dir nun gern von all' dem Wunderbaren ausführlich erzählen, was ich sah, von der Stadt, der Bevölkerung, den dortigen Sitten und der Pracht, von unseren Fahrten auf dem Meere und Ausflügen nach der älteren Stadt, in welcher die Eingeborenen und die asiatischen Kaufleute wohnen und in der die Bevölkerung trotz des mörderischen Klimas enger zusammengedrängt lebt, als in den schlechtesten Theilen von Paris oder London, — das Alles behalte ich mir für ein späteres Aussprechen vor, auch von der fast permanenten Betrunktheit der englischen Soldaten und Offiziere schweige ich lieber, denn das liegt im Klima, wie man mir sagte, und der Araf ist billig.

„Ich erinnere mich noch eines Mr. Somerville, Kapitän in einem der dortigen europäischen Regimenter, eines großen, schönen Mannes, dem die rothe Uniform ausgezeichnet stand, und welcher trotz der Hitze es nicht verschmähte, mir den Hof zu machen. — Ich fand nachher Mancherlei erklärlich und entschuldigbar, Kapitän Somerville konnte nämlich nur noch gehen und sprechen, wenn er vorher mehrere Gläser starker Spirituosen eingenommen hatte, ohne diesen Ballast war er ein lebloses Wrack. Er starb später an Delirium tremens; sie hatten ihn nach Europa zurückschicken wollen, leider ein wenig zu spät, und so trank er sich zu todt.“

„Entsetzlich!“

„Ja, dieses schöne Zauberland dort ist fast ein einziger großer Kirchhof! Es war eine eigenthümliche Existenz, welche wir führten, ein Pflanzenleben, ein Vegetiren, denn die große Hitze macht Einen völlig unfähig zu jeder, auch der kleinsten Thätigkeit, selbst die eingeborene Dienerschaft theilt diese Trägheit in einem so hohen Maße, daß beinahe buchstäblich zwei Menschen an einem Paar Schuhe zu putzen haben. Das Schicksal wollte es, daß Mr. Bogham nach vier Monaten schon nach Kalkutta versetzt wurde und von dort nach wenigen ferneren Monden zu einem Eingeborenenregiment nach Kampur kam; nun kommt der Wendepunkt meines Schicksals.

„Die Truppe, zu der der Gatte meiner Freundin gehörte, wurde nicht mit der Bahn, sondern per Dampfer befördert; anstatt die Fahrt bis Kalkutta in drei Tagen mit der Eisenbahn zu machen, gebrauchten wir vierzehn Tage, dafür bekamen wir aber die Wunderinsel Ceylon zu Gesicht, mit dem malerischen Adamspik, und liefen Madras an. Wir erreichten den heiligen Ganges, fuhren durch ein Meer von Schlamm den einen Arm, den Gugly, hinauf, ohne die Ufer desselben zu erblicken, kamen an unzähligen Schiffen, an Leuchttürmen, Alligatoren, Wracks und treibenden Leichen vorüber, durchliefen dann eine unbeschreiblich schöne und üppige

Vegetation und erreichten schließlich die Stadt der Paläste.

„Nichts Bezaubernderes, die Sinne Benehmenderes gibt es auf der Welt, als dieses Gemisch von Prachtbauten und Blumen in Kalkutta, doch abermals lege ich mir Schweigen auf und fahre fort zu erzählen, wie es mir weiter erging.

„Ich kann nicht sagen: wir waren dort kaum warm geworden, denn das wäre grausame Ironie, also wir hatten uns kaum dort ausgeruht, als die Ordre kam, nach Kampur zu gehen, weiter hinauf nach dem Norden, näher zum Himalayagebirge, in ein gesünderes, menschenwürdiges Klima.

„Im Buche des Schicksals stand es geschrieben, ich sollte jenen Ort nimmer erreichen!

„Dieses Mal benützten wir die Eisenbahn, durch große Waldungen von Fächerpalmen und Bananen, später durch weite, mit hohem, bewegungslosem Rohr bestandene Sumpfflächen jagten wir dahin in den leichten offenen Wagen. Dann wurde das Terrain etwas höher, Zuckerrohrpflanzungen und Baumwollensfelder begleiteten uns mit weißen Blüten rechts und links, dann wieder Moräste, von bunten, hohen Vögeln bevölkert, dann ein Fluß, eine donnernde Brücke, dann wieder Wald und Feld, dann etliche ärmliche Hütten, eine Kohlen- oder Wasserstation.

„Wieder lange Brücken, ein Zug von Elephanten, der dicht an der Bahn vorüber kam, — wir hielten an, wir waren in Burdwan. Hinter diesem Orte begann sich in der Ferne ein langgestreckter dunkelblauer Streifen zu zeigen, das Vorgebirge. Die Nacht brach herein — es wurde mehrere Male gehalten unterwegs, gegen Morgen erreichten wir Patna; dort waren wir gezwungen zu rasten.

„In dem Hotel, in welches wir uns begaben, ein ärmliches, haufälliges Nest, welches ein Hindostaner unterhielt, fanden wir nur nothdürftig Unterkommen, der braune Wirth erklärte uns in ziemlich geläufigem Englisch, eine vornehme kranke Dame hätte beinahe das ganze Haus mit Beschlag belegt, die Gattin eines hochgestellten Offiziers, welche auf der Reise erkrankt sei.

„Ein tiefes Seufzen und Stöhnen, welches wir durch die dünnen Wände hindurch nur zu deutlich vernahmen, ließ an der Wahrheit dieser unangenehmen Mittheilung nicht zweifeln. Mitleid mit der Kranken veranlaßte uns, derselben unsere Dienste anzubieten. Mrs. Bogham hatte mit den Kindern zu thun, ich begab mich hinüber in das Zimmer, in welchem die Dame lag.

„Ein höchst seltsamer Anblick wartete meiner. Es war mitten in der Nacht, wie erwähnt, auf einem Ruhebett lag eine dicke, unförmige Masse, deren Röcheln lauter wurde, als ich hereintrat. Bei dem Lichte einer Art von Lampe, welche Hunderte von Insekten und Nachtvögeln umschwirrten, bemerkte ich einen nackten Hindufnaben, am Boden sitzend, auf einem schmalen Brett, welches über einen Wasserkübel gelegt war (ein sehr gebräuchliches Mittel dort, um die Betreffenden am Einschlafen zu hindern) und geduldig die große Puncta bewegend in regelmäßigen Zügen, welche der Kranken Luft zufächelten.

„Du mußt nämlich wissen, daß in Patna die

Hitze noch größer ist als in Bengalen und im Gangesthal, weil der Einfluß der See dort nicht ermäßigend wirkt.

„Seitwärts jener Masse lauerte ein zartes Hindumädchen, deren sanfte Rehaugen die Fremde aufmerksam beobachteten, auf einem Nebentische standen Flaschen und Gläser, überall im Zimmer zerstreut lagen Koffer, Taschen und Kleidungsstücke.

„Es herrschte eine fast unerträgliche Schwüle in dem engen Gemach, welche noch lästiger auf die Sinne und Athmungsorgane wirkte, weil dieselbe stark von Brantwein durchduftet war.

„Du lächelst ungläubig? Ich versichere Dich, Marie, in jenem mörderischen Klima würdest Du darin nichts Besonderes finden: der brennende Durst verlangt ein häufiges Trinken, das Wasser aber erschläfft den Magen und man empfindet einen geradezu leidenschaftlichen Drang nach etwas Herzstärkendem, Anregendem für die erschlafften Nerven. — Man beginnt mit Wein, mit Bier und mit Champagner, um bald zu finden, daß auch diese nicht mehr genügen, — nun greift man zum Brandy — dem halb and half, bis des Wassers immer weniger wird und der Gin oder Rum ganz die Oberhand bekommen; es ist das ebenso furchtbar wie wahr.

„Doch zurück zu meiner Kranken.

„Sie sind sehr gütig, Miß oder Madame, daß Sie sich um mich bemühen,“ sprach wie aus dem Grabe heraus eine matte und doch dabei seltsam rauhe und tiefe Stimme, und eine Hand machte einige Anstrengungen, um aus dem Gewirre von Musselin und Flanell sich herauszurecken.

„Daß ich's kurz mache: ich fand eine bejahrte, unförmig dicke Dame, welche, von rheumatischem Leiden und Asthma schwer geplagt, auf der Reise nach dem kühleren Norden hier hatte liegen bleiben müssen.

„Sie nannte mir ihren Namen, Karoline Macduff hieß sie, sie sei die Wittve des Kapitän Macduff, welcher, nachdem er sich hätte pensioniren lassen, um eine vortheilhafte Stelle im Dienste der Compagnie anzunehmen, an der Cholera gestorben sei. Sie wohne in Kalkutta, ziehe aber jedesmal bei Beginn der großen Hitze hinauf in die Berge.

„Ein Wink mit dem Kopfe und das Hindumädchen trat geräuschlos an den Nebentisch und reichte ihr das Glas. Sie trank mit einem Schmaßen, gierig (es war halb and half Mani) und fuhr dann fort zu klagen und zu lamentiren.

„Ich saß während der ganzen Zeit, seit ich jenen Namen vernommen hatte, starr, wie Lot's Frau, zu einer Salzsäule geworden da und weiß kaum, wie es möglich war, daß ich trotz dieses Zustandes dennoch Gtel und Mitleid empfinden konnte. So seltsam es auch klingen mag — trotzdem ich in Indien war, unter denselben Verhältnissen dort hingegangen wie unsere Erbtante, nicht einmal in der ganzen Zeit hatte ich auch nur mit einem Gedanken mich Zener erinnert, und nun — in dem weiten, fremden Lande mußte ich ihr hier begegnen, Karoline Macduff, es war kein Zweifel, es war meine Verwandte.“

„Du schriebsst es mir damals, auch mich dünkte es ein Wunder, oder vielmehr eine Fügung des Himmels.“

„Die war es in der That! Mit einem nur zu erklärlichen Gefühl der Neugierde und des Staunens, nachdem der erste Schrecken dieser großen Ueberraschung vorüber war, betrachtete ich dieses gedunsene Gesicht da vor mir in dem matten Halblichte und forschte vergebens nach einem bekannten, verwandtschaftlichen Zuge; in dieser rothen, von Tüchern und Binden unordentlich umgebenen Fleischmasse unterschied ich nur ein Paar kleiner, schwimmender Augen und eine schmale Vertiefung — den Mund, — du lieber Gott! und sie soll einstmals eine Schönheit gewesen sein!

„Wäre noch ein Zweifel möglich gewesen, ich vernahm deutsche Laute hier in Patna zum ersten Male wieder, seit ich Alexandria verließ: wenn die Schmerzen sie folterten in den unförmigen Gliedern, stöhnte sie ein ‚O Gott!...‘ oder ein ‚Barmherzigkeit!‘ nach dem andern.

„Was der Anblick dieser nahen Verwandten nicht zu Wege gebracht hatte, diese deutschen Worte ergriffen mich in der innersten Seele, Thränen traten in meine Augen und ich gab meinem Mitleid Worte, bat sie, nach einem Arzt zu schicken.

„Ihre fette, schweißige Hand ergriff die meine und drückte sie lange und fest, dabei begannen ihre verquollenen Auglein ängstlich zu funkeln.

„Nein, Kind, — keinen Doktor!“ sprach sie rasch und leise, die Doktoren taugen alle nichts, liebe Miß, sie verbieten mir das Trinken und das kann ich nun einmal nicht mehr lassen.“

„Sie betrachtete mich genauer und fuhr fort:

„Sie trinken nicht, ich sehe es an Ihrem glatten, unschuldigen Gesichte. — Ach, wie ich so alt war wie Sie, da trank ich auch noch nicht, aber das Klima und die vielen Reisen, Miß — mein Mann war viel auf Reisen und ich mit ihm, da lernte ich das Trinken — der Himmel verzeih' mir's — und kann's nun nicht wieder lassen... Ich wäre wohl nach Europa zurückgekehrt, als mein Seliger starb, aber es war bereits zu spät, ich hätte die Kälte und die Nebel in Deutschland nicht ertragen, ich hatte auch hier eine gar zu große Menge von Geschäften, das Geld stak da und dort und mußte mit Geduld und Klugheit realisiert werden... überdieß... in der Heimat, liebes Kind... ich habe dort nichts wie böse, habgierige Verwandte, welche wissen, daß ich zu Geld gekommen bin, und hier Agenten bezahlen, um ihnen Nachrichten zu geben über mich und mein Geld, die mich umgebracht hätten, hätte ich einen Fuß auf deutsche Erde gesetzt.“

„Madame sind eine Deutsche?“ fragte ich, fest entschlossen, mich ihr nicht zu erkennen zu geben, so abschreckend war der erste Eindruck, den jene unglückliche Frau auf mich machte.

„Ja — ich bin eine Deutsche — ausgestoßen von meiner Familie einst, eine hilflose Waise kam ich hieher, als Begleiterin einer englischen Dame. Der Zufall führte mich nach Madras, dort lernte ich Kapitän Macduff kennen, meinen verstorbenen Mann.“

„Sie stöhnte und verlangte zu trinken — der Athem ging ihr aus, sie rollte unnatürlich mit den Augen.

„Keinen Arzt,“ fuhr sie dann leise fort, „die Aerzte taugen alle nichts, vorzüglich diese unwissenden Pfücher hier. Zu Hause, das geht an, aber nicht hier. Bei meinem Manne habe ich mir das Reisen angewöhnt und unterwegs helfe ich mir selbst.“

„Nun — sie wurde ernstlich krank trotz dieser Selbsthülfe und schwebte einige Wochen haarscharf am Rande des Grabes hin. Glücklicherweise blieb Mr. Bogham in dienstlichen Geschäften in Dinapur, eine Meile von Patna nur und höher und gesünder gelegen, woselbst sich die Garnison für die Stadt befindet. Von dort schickte mir meine Freundin einen tüchtigen Militärarzt, der es fertig brachte, die erlöschende Flamme von Neuem anzufachen.

„Ich blieb die ganze Zeit bei der wiedergefundenen Verwandten, denn so groß auch mein anfänglicher Abscheu war gegen diese stöhnende Fettmasse — die Gute möge es mir verzeihen! — es war meine Pflicht, sie nicht im Stich zu lassen. Und seltsam, Marie, sie entdeckte es zuerst, daß wir eines Blutes waren, oder kam doch der Vermuthung sehr nahe.

„Kind, was Sie meiner verstorbenen Mutter ähneln,“ sprach sie manchmal, wenn sie mich aus ihren kleinen Fensterlufen halbe Stunden lang regungslos angestarrt hatte.

„Das ist wohl nur ein Spiel des Zufalls, Mrs. Macduff,“ versetzte ich abwehrend.

„Nach etlichen Minuten erwiederte sie dann mit derselben matten Stimme, aber mit einer eigenthümlichen Hartnäckigkeit:

„Sie sehen ihr sehr ähnlich, meiner guten, seligen Mutter. Wie ist doch Ihr Name?“ fügte sie eines Tages dann hinzu.

„Elisabeth.“

„Und von wo sind Sie her?“

„Ich konnte, ohne die Unwahrheit zu sagen, nicht länger ausweichen, ich nannte ihr meine Vaterstadt.

„Da geschah ein Wunder, ohne jede fremde Hülfe richtete sie sich auf. Seltsam schwammen ihre Neuglein in der Tiefe, beinahe hastig bewegte sie die Hände und den Kopf.

„Sie wiederholte den Namen und starrte mich an.

„Aus Deutschland — eine Deutsche?!“ stöhnte sie. „O die Heimat, o meine liebe, theure Mutter . . . o . . . o!“

„Lächle nicht, Marie, es war ergreifend. Eine Seele, eine gefolkerte, vielgeprüfte Seele trat plötzlich in jene kleinen Augen, ein Ausdruck, der mir verwandt vorkam, etwas Bekanntes, Anheimelndes, hier in der weiten, fremden Welt.

„Da sagte ich es ihr, wer ich bin und was mich hinausgetrieben hatte, und wie ich es sprach, weinte der Koloss, weinte wie ein Kind, Marie, und zog mich an sein Herz. — In meiner Erzählung fand sie den ganzen Jammer ihres eigenen Lebens wieder.

„Nun, — Gott hab' sie selig! — sie war eine gar seltsame Frau, die so gesundene, mir bis dahin stets sagenhafte Erbtante, aber im Grunde ihres Herzens war sie, trotz aller Schrullen und üblen Gewohnheiten, ein ehrenhaftes, braves Weib geblieben.

„Sie sagte mir, sie sei glücklich, mich gefunden zu haben, in einem Kauderwälsch von Englisch und Deutsch beschwor sie mich, sie nicht wieder zu verlassen. Was soll ich Dir sagen, widerstrebend zwar willigte ich endlich ein — die verwandtschaftlichen Beziehungen üben eben eine stärkere Kraft auf uns in der Fremde, als daheim, wo sich uns vielfacher Ersatz bietet. Aber Gott ist mein Zeuge, ich folgte nur dem Gefühle meiner Pflicht, ich dachte niemals daran, die Tante zu beerben; ich versichere Dich, es war ein Opfer, welches ich brachte.

„Mit schwerem Herzen gab mich Mrs. Bogham frei, nach etlichen Wochen, als die dienstlichen Besichtigungen ihres Gatten in Dinapur beendet waren, reisten sie ab nach dem nicht allzu fernen Allahabad, während wir nach Tschittra gingen, in's nahe Gebirge, als meine Verwandte endlich wieder transportfähig war. Wir machten diese Reise auf dem Rücken von Elephanten, in kleinen Sonnenzelten, in denen wir bequem auf Polstern ruhten, eine Fortbewegungsart, die mir anfangs sehr seltsam vorkam.

„In kleinen Tagemärschen erreichten wir das Gebirge; das kräftigere, gesunde Klima, das dort herrschte, die größere Kühle vor Allem ließen uns aufleben. Vier ganze Monate blieben wir in einem Landhause, welches der Tante gehörte, in dem schönsten Erdenwinkel versteckt, den Du Dir nur träumen kannst, dann wurde der Rückmarsch angetreten, mit Saak und Paak und einem Troß von Dienerschaft, welchen ein alter Schotte, der schon unter dem seligen Macduff gedient hatte, — derselbe, der Dich von der Bahn abholte — Mr. John, unter seiner Aufsicht und Fuchtel hatte, der war das Faktotum meiner Tante.

„Wir erreichten die Bahn und dampften nach Kalkutta, um die Regenzeit dort abzuwarten, und ich lebte bei meiner Tante in allem Luxus zwar, aber sonst wie eine Beurlaubte, denn die alte Dame war im höchsten Grade eigenwillig und sonderbar. Abgesehen von dem Brandy und dem Schnupfen hatte sie die Gewohnheit zu erzählen, bis ihr der Athem ausging, alte, längst verschollene Familiengeschichten, von Orten und Personen, die ich gar nicht kannte, von ihrem Seligen besonders und von ihren Reisen, von ihrer Jugendzeit und den bösen Verwandten, die ihr nach dem Leben trachteten. Letzteres war ihre fixe Idee. Ich war gezwungen, das Alles hundertmal mit anzuhören, täglich, stündlich in ihrer Nähe zu sein und mich ihrem Willen unterzuordnen, weßhalb und wie ich das so lange aushielt, ich begreife es heute selber nicht.

„Als sie wieder einmal das Asthma und die Schmerzen ganz besonders plagten, ließ sie Herrn Shapmann, ihren Advokaten, kommen, denselben, welchen die Familie als Agenten benützte, ein außerordentlich ehrenwerther Mann, der die Tante von jenem Auftrage ihrer habßüchtigen Verwandten augenblicklich in Kenntniß gesetzt hatte und Jenen nur das mittheilte, was die Tante für gut hielt, nämlich, daß sie noch lebte, gesund sei und noch zwanzig Jahre zu leben hoffe; auch über ihren Aufenthaltsort mußte er sie fortwährend im Unklaren erhalten. Diesen Mr. Shapmann also ließ sie rufen und schloß sich für

eine Weile mit ihm ein, selbst Asia — die indische Leibzose — mußte hinausgehen.

„Nach einer Stunde etwa kam der Anwalt wieder heraus, sah mich an, lächelte mir zu und machte mir ein Zeichen, welches ich nicht begriff.

„Gehen Sie jetzt hinein, Miß Elisabeth, Ihre Frau Tante hat Ihnen eine Mittheilung zu machen,“ sprach er, sah mich noch einmal aus seinen schwarzen Augen bedeutungsvoll an und ging davon.

„Ganz ermattet lehnte die Kranke in der Ecke des Divans. Ich rief Asia, und nach einigen verabreichten Stärkungsmitteln kam sie einigermaßen zu Kräften. Sie winkte mich herzu.

„Ich fühle mich schwach, mein Kind,“ raunte sie mir zu, „ich werde sterben; — ich habe soeben mein Testament gemacht. — Sage nichts,“ fuhr sie fort, „denn das Neben macht mir Pein — meine Brust, — hier . . . Du weißt . . . Mit Dir haben es die bösen Verwandten gemacht wie mit mir dereinst . . . wir sind Schicksalschwestern . . . hinausgestoßen in die weite Welt . . . Wenn wir nicht zu Grunde gingen — ihre Schuld ist es nicht. . . darum, Elisabeth, sollen sie auch nichts von dem Mammon haben, um den sie sich so viele Mühen und unnütze Hoffnungen machten. — O, was für honigsüße Briefe diese grausamen Menschen früher schreiben konnten, bis sie endlich aufhörten, weil sie immer ohne Antwort blieben! Ja — seit ich Geld hatte, da galt ich ihnen etwas, da schämten sie sich nicht, um meine Gunst zu betteln . . . Erbärmliche Menschen! . . . Ich kenne sie nicht, — sie hätten niemals einen Cent von meinem Vermögen bekommen und sollen es nun um so weniger, da sie Dich ebenso grausam behandelten, wie mich.“

„Dir, mein Kind, habe ich Alles vermacht . . . Danke mir nicht, aber hüte Dich vor jenen Menschen, denn sie werden Dir nun ebenso nach dem Leben trachten, wie sie es bei mir gethan.“

„Sie riß die kleinen Nenglein unnatürlich weit auf dabei und schüttelte meine Hand.“

„Meine grenzenlose Ueberraschung und die Szene, welche nun folgte, kannst Du Dir denken — erlaß es mir.“

„Du schreibst mir, und ich sehe und höre Dich, sonst hielte ich es für einen Traum.“

„Ja — wie ein solcher kam mir das Alles in Wahrheit damals vor; ich sah und hörte und konnte es nicht fassen, ich, ein armes Mädchen, nun plötzlich eine Erbin, — von wie viel, Marie, das ahnte ich damals noch nicht einmal und weiß es selbst bis heute noch nicht genau.“

„Du Glückskind!“

„Damals schrieb ich Dir nach längerer Zeit zum ersten Male wieder und hernach eine ganze Weile nicht, denn nach der Regenzeit begann die Tante wieder zu reisen, um ihr eintöniges Vegetiren doch in etwas zu unterbrechen. Wir gingen wieder in die kühleren Berge und kehrten abermals zurück — o, welch' ein Sklavenleben, Marie! — und lebten dann wieder in Kalkutta.“

„Eines Morgens war sie todt — vom Schlage gerührt. Was soll ich sagen? — Wir begruben und beweinten sie, dann kam Herr Shapmann und

man öffnete das Testament. Ich zitterte, es begann sich Alles mit mir zu drehen: die Liste war lang, die Zahlen waren groß — ich war die Erbin von Millionen!“

„Lisel, und das sagst Du so, mit einer larmoyanten Miene und fällst mir jetzt nicht um den Hals und machtest keine Thorheiten? . . . Millionen! — Du liebe Zeit! Man kann das gar nicht einmal ausdenken, wenn man hundertundfünfzig Gulden Gage hat.“

„Damals, ich versichere Dich, war mir gar nicht so freudig zu Muth, wie Du annimmst: die Tante war gestorben, ich stand allein dort draußen im fernen Lande, hatte keine Stütze, keinen Freund, Niemanden in der ganzen, weiten Welt als Dich, Marie. Ich habe mich kaum jemals unglücklicher gefühlt, als gerade in jenen Tagen; dazu die Verantwortlichkeit, die Last der Geschäfte, — denn Herr Shapmann hielt mir jeden Tag einen längeren Vortrag und verlangte meine Entscheidung. Ein großer Theil des Vermögens stat nämlich in Grundbesitz und in kaufmännischen Unternehmungen, diesen zu realisiren erforderte es Vorsicht und Geduld.“

„Mein erster Gedanke war natürlich, aus diesem Feuerlande fort und nach der deutschen Heimat zu reisen, aber meiner brennenden Sehnsucht mußte ich Schranken setzen, bis Alles geordnet war. Auch mußte ich ja Entschlüsse fassen wegen meines ferneren Lebens; ein junges Mädchen mit einem so großen Vermögen kann doch unmöglich ohne jeden Schutz oder Anhang in der Welt dastehen, ohne der Anziehungspunkt, ja die Beute von tausend Habgüchtigen und Abenteurern zu werden.“

„Ich glaube wahrhaftig, die Tante hat Dich angesteckt mit ihrer Menschenfurcht.“

„Böhl möglich, aber setze Dich genau in meine Lage, was sollte ich machen? — In Indien möchte ich nicht bleiben, allein hier leben in meinen Jahren ist nicht möglich, denn unbekannt würde ich nicht bleiben bei meinem Reichthum, ich wäre das Opfer von allerhand Intriguen, die mir schließlich das Dasein verderben würden. Hätte ich gute Verwandte, so würde ich an ihnen die nöthige Stütze finden, bis ich Gelegenheit hätte, mich zu verheirathen; leider aber ist das nicht der Fall, und ich mußte nun darauf denken, was mir übrig blieb unter diesen Verhältnissen, was das Klügste und Passendste wäre für mich.“

„Darum also schreibst Du an mich, daß ich Dir Deinen Zukünftigen und Deine bösen Verwandten ersehen solle?“ unterbrach sie die Freundin, welche mit einem drolligen, etwas lauernenden Lächeln vom Sopha aus die arme Millionärin seit einer Weile beobachtete.

„Ja, darum, Marie; Niemand hatte ich sonst, auf den ich mich verlassen konnte, als Dich, zugleich aber auch reifte in meinem Hirn ein Plan, zu dessen Ausführung ich Deines Bestandes ganz besonders bedurfte. Ich setzte brieflich Boghams von dem Umschlag in meinem Schicksal in Kenntniß und verließ vor zehn Wochen ungefähr jenes heiße Land, das Land der Träume und des Glends, um zuerst nach England zu gehen, dort den beweglichen Theil meines Besitzes

zu deponiren und von London aus an der Realisirung meines Zukunftsplanes zu arbeiten."

"Und darf man diesen wissen?"

"Ganz bestimmt, ich rechne ja stark auf Deine Beihilfe bei seiner Verwirklichung."

Hier blickte die Erzählerin auf und warf einen zärtlichen Blick auf die Freundin, während um ihren süßlichen Mund es leise aufzuckte, wie von Schalkheit, trotzdem auf ihrer Stirn noch ein Schatten der Wehmuth oder wohl gar der Sorge schwebte.

"Ja, wie schaust Du mich denn an?" rief Jene beinahe betroffen sich aufrichtend. "Aprilwetter... Thränen gar!"

Sie hatte sich schon erhoben und schlang nun beide Arme um Elisabeth's Hals.

"Du weinst, Lisel — in Ernst?"

"Es kommt manchmal über mich, ich weiß nicht wie. — In der Heimat zu sein nach langen, schweren Jahren, ohne Stütze, ohne Familie und ohne Rathgeber..."

"Und mit Tonnen indischen Goldes."

"Die gäbe ich gern um ein bescheidenes Glück."

"Du kennst die Macht noch gar nicht, die Du besitzt," sprach Marie mit Nachdruck. "Ich lebe in der Welt, ich lerne die Menschen und ihre Verhältnisse kennen, — mehr oft, als mir lieb ist. Glaube mir, Lisel, Gold ist eine Gewalt, vor welcher alle anderen sich beugen. Wer Geld hat, ist geachtet, hat Freunde und Bewunderer und wäre er da drinnen ein Schensal, oder häßlich wie die Nacht! Wer Geld hat, hat Tugend, hat Gewalt, findet Ehren und Anerkennung, ein vergoldeter Schurke gilt mehr als ein Armer auf Erden und wäre derselbe von Kopf bis zu Füßen ein Ehrenmann und rein wie Schnee."

Elisabeth nickte nachdenklich mit dem Kopfe.

"Eine Macht — aber eine dämonische ist der Reichtum, wohl hast Du Recht; ich habe es bereits erfahren! Ich möchte manchmal die Bürde von mir abschütteln, mir nur eine bescheidene Summe zurückbehalten, um zu leben, aber ich meine, das wäre feige — vorerst will ich handeln, wie es recht und verständig ist — will's versuchen!"

"Nun, das ist wenigstens gescheit, wär' auch schade um das schöne Geld!"

"Hör' zu, mein Liebling, und lache mich nicht aus: es muß wohl noch ein Nachspuken sein aus jener Zeit, wo wir mit sattmenen Fähnchen und knurrendem Magen, aber den Kopf voll goldener Träume zur Theaterische liefen; — ich möchte nämlich noch einmal Komödie spielen."

"Wahrhaftig? ... Du sehest mich in das allergrößte Erstaunen!" rief Marie.

"Ich weiß von meiner Familie wenig Gutes, sie stieß die arme Waise herzlos hinaus in die Welt, sie konnte dort zu Grunde gehen, sie rührte es nicht! ... Aber siehst Du, es wäre doch immerhin möglich, daß ich sie zu hart beurtheile, denn mein einer Onkel ist unvermögend und kinderreich und der andere ein fühler Geschäftsmann, es sind außerdem noch Andere, die Vettern meiner Eltern oder deren Kinder da..."

"Nun?"

"Es wäre also möglich — ja, ich glaube das

sogar ganz bestimmt, es wird doch zum wenigsten eine brave Frau oder ein Ehrenmann darunter sein."

"Und dann, Lisel?"

"Meine Pflicht ist es und das Gescheidteste und Anständigste für ein junges Frauenzimmer, mich meiner Familie zu nähern, unter ihrem Schutze zu leben."

"Ist das Dein Ernst?" rief Marie erschrocken, "gedenke der Mahnungen dieser indischen Tante, sie würden Dich nicht umbringen gerade, aber von dem Augenblick an hättest Du keine ruhige Stunde mehr, darauf verlaß Dich! O, ich kenne die Menschen! Steck's doch mich schon an, wenn ich denke, Du bist eine Millionärin, nicht daß ich etwas haben will von Dir, aber daß ich so auf ganz intimum Fuß mit Dir und Deinen Millionen verkehre."

"Treibe nicht Spott, Marie; mir ist's vollständiger Ernst. Aber ich denke gerade so wie Du, ich habe Furcht, darum — und das eben ist mein Plan — darum möchte ich prüfen, ehe ich wähle, und weil ich für alle Fälle sicher gehen will, so komme ich nicht zu ihnen als Elisabeth Steinfurt, sondern als die Erbtante in Person, welche einmal die lieben Verwandten und die deutsche Heimat besucht."

"Bist Du von Sinnen!?" rief Marie und schlug die Hände zusammen vor Ueberraschung und Schreck.

"Gänzlich bei Verstand; ich kann dann wieder nach Indien verschwinden, wenn's mir so beliebt, wenn ich mich täufchte in ihnen, behalte mir also unter allen Umständen einen guten Abtschluß und effektvollen Abgang vor, kann auch das Wagemüthigste schwer beginnen, denn Niemand von ihnen Allen weiß, wie die Erbtante aussieht und daß sie nicht mehr am Leben ist. Auf ihren eigenen Wunsch wird ihr Tod der Familie streng geheimgehalten."

"Unmöglich! — Unsinn, Lisa, — trotz alledem! — Wie willst Du das durchführen? Welchen Zwang legst Du Dir auf! Und wenn Du nun aus der Rolle fällst!"

"Sorge Dich nicht — ich habe in den langen, einsamen Stunden Alles wohl überlegt; hilfst Du mir nur, so soll mir's schon gelingen. Ich brachte dazu den ganzen Apparat von Indien bereits mit herüber, die Begum selbst und Asta und Ben, die beiden indischen Diener, welche hier mit den Zähnen klappern, und den ehrlichen John..."

Marie war aufgestanden und nahe an die Freundin herangetreten. Mit großen Augen sah sie sie an und legte ihre Hände auf ihren Arm.

"Die Begum... die todt Tante?" fragte sie ungläubig und schüttelte mit dem Kopf.

"Die Erbtante, ja!..." versetzte Elisabeth ernst.

"Barmherzigkeit!..."

"Du glaubst mir nicht... wohl!..."

Mit einer gewissen Feierlichkeit erhob sich Elisabeth und schritt hinaus. Mit einem Gesicht, in welchem sich lebhaftes Erstaunen, auch Spuren von Unwillen oder Mißbilligung mischte, sah die Freundin ihr nach.

"Sie wird doch die alte Person nicht als einbalsamirte Mumie mit herüber gebracht haben?" sprach sie kopfschüttelnd und sah dann ärgerlich zum Fenster hinaus in die blaue, goldgetränkte Luft.

"Dummes Zeug! ... sie will mich aufsitzen

lassen; es ist irgend ein Schmarre," murmelte sie im heimatischen Dialekt. Plötzlich aber fuhr sie zusammen: die Thüre ging auf mit Geräusch, herein schwanke eine seltsame Gruppe.

Marie erhob sich erschrocken.

Zwischen zwei gelbbraunen, in fremdartige Gewänder gekleideten Gestalten bewegte sich eine dicke Masse schwerfällig vorwärts, von diesen unterstützt. Beim Näherkommen unterschied die Betroffene eine Art von Schlafrock aus kostbarem indischem Seidenstoff, von einem Musselinturban überhöht, von welchem einige shawlartig gewundene Tücher herabfielen, deren zwei von verschiedenen Seiten her ein rothes, runzeliges Menschenantlig einfakten, von dem man kaum mehr erkennen konnte, als die Augen und ein Stück der Nase.

In den behandschutten Händen hielt diese Gestalt eine reich mit Steinen besetzte Dose, — eine kleine Tasche und ein großer Fächer waren an dem langen, schleppenden Gewande befestigt.

"John!" rief eine tiefe, dumpfe Stimme hinter den Tüchern hervor mit einem skandinavisch von Deutsch und Englisch, „gif my brandy and water!“

Mit einem Glase, dessen Inhalt eine verdächtig braune Farbe hatte, eilte der schottische Diener herbei, die Alte ergriff es und führte es mit zitternden Händen an ihre Lippen; ihre Augen funkelten vor Bier und Behagen, als sie trank.

"Stell' fort, John... Wuer ist das junge Frauenzimmer dort? Ist das eine Bekannte von meiner Nichte Elisabeth?" fragte sie dann, Marie Werner bemerkend, welche mit einer gar seltsamen, fast furchtsamen Miene dem eigenthümlichen Schauspiel zuschaute. Sie klopfte auf ihre Dose, nahm eine Prise Tabak und rief noch einmal mit der rauhen Grabesstimme: „John — wuer ist sie?“

Dabei schwanke sie schwerfällig näher herzu, auf die Unbekannte los. — So unheimlich war das Ganze, daß Marie erblaßte und ihr der Athem still stand. Hatte Elisabeth gelogen? War das Alles nur ein Märchen? Unmöglich! Aber die Person lebte, sah sie an mit ihren rollenden Augen starr, unverrückt, während sie näher kam, und die beiden braunen Menschen mit den melancholischen Augen waren ebenfalls Fleisch und Blut.

Eine namenlose Angst ergriff sie wider Willen, sie wollte fliehen, in kindischer Furcht davon laufen; — als ahnte die Begum ihre Absicht, rief sie ihr plötzlich ein befehlendes „Bleib!“ zu und bannte sie so an ihren Platz.

„Telchun!“\* kommandirte sie und gleich hinterher „Khure!“\*\* mit der Stimme und Miene eines Korporals. „Laßt mich niederstigen.“

Die beiden Hindus betteten sie weich in die Ecke des Sophas und traten ehrfurchtsvoll zur Seite.

„Geht hinaus!“ kommandirte sie weiter.

Die beiden Gestalten verbeugten sich und verließen das Gemach. Marie vergingen fast die Sinne, sie blieb mit dieser Maschine allein, die sie fortgesetzt mit ihren scharfen, zugespitzten Augen musterte.

\* Achtung.

\*\* Gelt.

Plötzlich aber änderte sich die Szene, wie elektrisirt fuhr die blonde Wienerin empor: jene Masse hatte abermals gesprochen — aber mit ganz veränderter Stimme jetzt.

„Gelt, Marie, Du fürchtest Dich?“ hatte sie gefragt. Sie hielt sich an dem Tische fest, das Weinen war ihr näher als das Lachen. Sie wollte „Lisel!“ rufen vor Schreck, sie sah sich nach der Klingel um; da sprach die Alte wieder, und dieses Mal aber mit Lisel's freundlicher Stimme und mit einem hellen, herzlichen Lachen hinterdrein.

„Wird's gehen, mein Liebling?“ fragte sie, „Du siehst, ich habe noch nicht ganz die alte Kunst gelernt.“

„Lisel... ja, Lisel!“ rief da Marie mit großen, schier unnatürlich weit aufgerissenen Augen und faßte sich nach dem Herzen. Schwankend, wie zwischen Traum und Wirklichkeit, ihr ganzes Gesicht ein großes Fragezeichen, so starrte sie die Erbtante an, die jetzt mit einer Bewegung die Tücher zur Seite schob und sich den Turban abnahm, unter welchem ihr schönes, dunkles Haar zum Vorschein kam. Das Gesicht freilich war unkenntlich, denn das war arg geschminkt. Das Ganze war so komisch und so packend zugleich, daß, ohne auf diese Schminke zu achten, Marie der Freundin jubelnd um den Hals fiel.

„Wie konntest Du mich so erschrecken?“ rief sie lachend und weinend durcheinander.

„Glaubst Du nun, daß ich's durchführe?“ fragte Jene ernster werdend zurück.

„Ja, wenn Du Deine Rolle so gut auswendig kannst, dann muß es Dir wohl gelingen!“

„Ich hatte Zeit genug, sie einzulernen.“

„Du lieber Himmel, — wach' eine Idee!“

„Und willst Du mir helfen, Marie?“

„Das will ich gern und gewiß!“ versicherte diese.

„Du brauchst Dich nicht einmal zu verkleiden, Schatz, Deine Rolle wird viel leichter sein wie die meine...“

„Ich thue Alles, was Du willst und wenn es zu Deinem Glück führt.“

„Dann schlage ein!... Mein treuer Gehülfe?“

„Ich schlage ein... mein Wort darauf!“

„Topp!... Arm in Arm mit Dir, so fordere ich mein Schicksal in die Schranken!“

#### Fünftes Kapitel.

Sie hatten es nicht allzu eilig, die beiden jungen Damen, sie waren Beide heitere Naturen im Grunde, sie wollten das Leben und die Freiheit erst ein wenig genießen, ehe sie an's Werk gingen, während die Begum daheim saß, wohl behütet durch die fröstelnde indische Dienerschaft, welche Niemand von den Leuten des Hotels oder andere Zudringliche zu ihr herein ließen, die Begum wurde von den Kellnern überhaupt nur selten und flüchtig gesehen, und dann jedesmal durch zwei oder drei Thüren und wenn die jungen Damen zu Hause waren. Hamburg bietet selbst im Sommer der Vergnügungen gar viele, außerdem lagen Helgoland und die holsteinische Küste sehr nahe und verlockten zu manchem kurzen Ausfluge. — Wie gesagt, die Damen genossen ihr Leben

und freuten sich des Wiederfindens, ohne aber dabei ganz unthätig zu sein. Sie dachten und sprachen sich in jener Zeit immer tiefer in ihre Rollen hinein; Elisabeth kam als die Begum, als Erbtante, welche Deutschland und den lieben Verwandten einen Besuch abstattete, Marie war ihre Gesellschafterin. Einer Entdeckung durch Unbefugte mußten sie vorbeugen, ihre Komödie mit Kunst und Nachdruck spielen; vor etwaigen Indiskretionen seitens der Dienerschaft waren sie sicher, denn Asta und Ben sprachen nur ihre Landessprache und John war ein alter, verschlossener Kerl und seiner jungen Dame treu ergeben. Diesen Letzteren hatte Elisabeth mit kurzen Worten in ihre Pläne eingeweiht, und die Aussicht auf die Komödie schien dem verwitterten Burschen nicht wenig Spaß zu machen.

Einige Konferenzen mit dem Anwalt und Korrespondenzen mit London abgerechnet, so machte die Erbin sich Feiertage, eines Morgens aber, zu Ende August, setzte sie sich hin und diktierte Marie den verhängnisvollen Brief. Derselbe wurde über London an ihre Verwandten geschickt.

Die Begum ließ den lieben Vettern und Basen in ihrem Kauderwälsch mittheilen, sie sei in England und beabsichtige sie zu besuchen für etliche Zeit und ihre Heimat wiederzusehen. Sie fragte an, ob man sie aufnehmen wollte, verbat sich aber sonst jede Aufmerksamkeit, namentlich ein Entgegenreisen oder Auffuchen. Sie trat dabei von Hause aus sehr prätentios auf, sie verlangte vier bis fünf Zimmer für sich, die ineinandergehen mußten und die sie ganz für sich allein mit ihrer Begleitung bewohnen könnte, auch mußte diese Wohnung ihren besonderen Aufgang haben. Wäre das nicht zu ermöglichen, so könnte sie nicht kommen. Sie machte ebenso Bedingungen über die Verpflegung und über den Verkehr; sie sei eine alte, kränkliche Frau und bedürfe der Schonung, ließ sie schreiben, sie spreche nicht gern viel und lange und sehe nur zu gewissen Zeiten Menschen. Wenn sie das nicht haben könnte, würde sie fortbleiben, andernfalls aber würde sie gern die Kosten, die sie verursachte, vergüten.

Eine Rückantwort wurde *posto restante* London erbeten, sie habe jetzt keinen bestimmten Wohnsitz, sondern besuche Verwandte ihres Mannes.

Diese Antworten ließen nicht lange auf sich warten, wie sie lauteten, kann man sich unschwer vorstellen.

Zuerst sandte Herr Plawner in London einen Brief von dem Präsidenten von Steinfurt, ein ganzes Aktenstück, denn nicht nur der Herr „Vetter“, sondern auch die lieben Nichten und Neffen hatten es sich nicht nehmen lassen, der „theuren Tante“ ihre Freude auszusprechen über die frohe Kunde, welche sie ihnen geschickt hatte.

Beim Frühstück erbrach Elisabeth dasselbe und las es der getreuen Freundin vor, zuerst das Schreiben des Herrn Vetter. Derselbe drückte seine freundliche Ueberraschung aus in der überschwenglichsten und umständlichsten Weise, die nur denkbar ist, und versicherte der theuren Cousine, er wäre lange nicht so beglückt worden, als durch ihren liebenswürdigen Brief. Er hätte die Hoffnung bereits ganz aufgegeben gehabt, daß ihm dieses größte Glück — noch

dazu einem solchen Vielgeprüften wie er sei — im Leben zu Theil werden könnte, um so größer sei nun seine Freude.

Es verstände sich von selbst, fuhr er fort, nirgends anders als bei ihm dürste sie wohnen; er würde selber nach London gereist sein, um sie abzuholen, wenn sie es nicht ausdrücklich in ihrem Briefe sich verbeten hätte. Sein Haus und Alles, was sein wäre, stünde zu ihrer Verfügung und allen ihren Wünschen würde man selbstverständlich mit der größten Bereitwilligkeit entgegenkommen. — Er sei glücklicherweise in dem Besitz einer großen und sehr schönen Dienstwohnung und könnte die Cousine sich die gewünschten Räumlichkeiten dort ganz nach Gefallen selbst aussuchen. Mit brennender Ungeduld sehe man der Ankunft der lieben Verwandten entgegen. Er sprach dann von der Unbill, welche derselben einst zugefügt worden sei, an welcher er aber natürlicherweise nicht die geringste Mitschuld trüge, er verurtheilte streng die Handlungsweise einer nun bereits dahingegangenen, engherzigen Generation und drückte zugleich die bestimmte Zuversicht aus, daß die liebe Cousine viel zu edelmüthig sei, um das den Lebenden nachzutragen.

Er deutete dann in zarter Weise an, er selbst sei ja ebenfalls nicht auf Rosen gebettet, denn das Leben mache sehr große Ansprüche an einen höheren Beamten heutzutage, sprach dann von seinen vortrefflichen, wohlgerathenen Kindern und nannte deren Namen und Eigenschaften.

Seine vortrefflichen, höchst wirthschaftlichen und mit allen inneren und äußeren Reizen begabten Töchter, Karola neunundzwanzig Jahre und Frida einundzwanzig Jahre alt, wären trotz aller dieser begehrenswerthen Eigenschaften noch unverheirathet, — man freie ja in dieser egoistischen Zeit nur nach Geld und das besäßen seine Kinder natürlich nicht. Egbert, achtundzwanzig Jahre alt, habe früher in der diplomatischen Carrière sich ausgezeichnet, sei aber aus Mangel an Vermögen bescheiden zurückgetreten und ziehe jetzt im Joch, arbeite als Assessor beim Stadigericht, Egon, fünfundzwanzig Jahre alt, sei wie sein Bruder eine schöne, ritterliche Erscheinung, stehe als Lieutenant bei den Dragonern und koste ihn natürlich vorläufig noch ein schweres Geld.

Unter diesen Umständen sei er gezwungen, sich einzuschränken, ja sich sogar schwere Entbehrungen aufzuerlegen, aber trotzdem sollte der theuren Verwandten in seinem Hause nichts mangeln und müßte er gegen eine Vergütung für seine Gastfreundschaft feierlich protestiren.

Sie möchte nur kommen und sie würde wie daheim sein.

„Klingt das Alles nicht ein wenig wie eine verstopfte Anleihe?“

„Und von Dir selbst schreibt er nicht?“ sprach Marie, sich aufrichtend in ihrer bequemen Ecke und den zierlichen, von dem kurzen Ärmel des leichten Morgenkleides nur halbverdeckten Arm nach dem Schreiben ausstreckend, welches Elisabeth noch nachdenklich in der Hand hielt. Ihr Auge hatte dabei, trotz alles Ernstes, ja trotz des Widerwillens, den das Gehörte ihr eingeflößt hatte, einen Ausdruck von Laune und Schelmerei.

„Ich denke, daß es sehr traurig ist, solche Briefe von seinen nächsten Verwandten zu erhalten, bei denen man einen Unterschlupf sucht,“ verlegte Jene ernst.

„Der theure Vetter spricht eigentlich nur von dem Gelbe, welches er nicht hat, und möchte Dich augenscheinlich nur erst dort haben, Erblante.“

„Weil er es nicht hat, darum überschätzt er es; aber vielleicht besitzt er neben dieser Schwäche bessere Eigenschaften, auf die ich rechnen darf.“

„Du meinst, daß unter jedem Sumpfe fester Boden ist?“

„Ungefähr so, Marie . . . Gottlob! ich besitze die Mittel, diesen Sumpf ein wenig auszutrocknen.“

„Du bist eine gute Seele und von einer fixen Idee beherrscht; wenn Du Dich nur nicht täuschst . . . Und der vortreffliche Egbert, der ehemalige Diplomat, der so bescheiden zurücktrat?“

Ein Schatten zog über Elisabeth's Stirn, aber er glich nur der flüchtigen Sommervolke, schon lächelte ihr hübscher Mund.

„Im Grunde muß ich demselben dankbar sein, denn er vertrieb mich von Bern und wurde somit der Schöpfer meines Glücks.“

„Er möchte herrlich schöpfen in diesem Glück, wenn er seinem Vater gleicht. Was übrigens der Herr Präsident für eine eckige, grausame Handschrift schreibt; einem Großinquisitor würde sie Ehre machen. Und bist Du nicht begierig, was der bescheidene Egbert schreibt?“

„Nicht gar zu sehr.“

Dabei nahm Elisabeth die verschiedenen Einlagen, durchblätterte dieselben flüchtig und behielt die eine derselben in der Hand.

„Der junge Herr schreibt englisch — wahrscheinlich glaubt er mir eine besondere Ehre damit anzuthun.“

„Ich vermuthete, um mit seinem Wissen zu prahlen. Sehr spanisch würde es ihm vorkommen, wüßte er, wer hinter dieser Tante steckt.“

„Eines Tages wird er es vielleicht erfahren, aber nun höre zu:

„My dear aunt! Obgleich einst Diplomat, bin ich dennoch ein geschworener Feind aller Umschweife und schönen Worte. Ich pflege zu reden, wie es mir un's Herz ist. So will ich denn auch Ihnen, theure Tante, offen und ehrlich, wie dieß meine Art ist, meine große Freude aussprechen, daß ich eine liebe Verwandte, von welcher ich seit meiner frühesten Kindheit an so viel und mit solchem Enthusiasmus sprechen hörte . . .“

Hier unterbrach Marie die Leserin durch ein leises: „Hm!“

„Nun in kurzer Zeit hier bei uns sehen soll. Was in meinen schwachen Kräften steht, Ihnen den Aufenthalt angenehm zu machen, wird mit Freuden geschehen und stelle ich mich Ihnen ganz zur Verfügung; gebieten Sie über mich.“

„Ich zähle die Stunden bis dahin, und verbleibe in Liebe und Verehrung

Ihr gehorsamer Neffe

Egbert von Steinfurt.“

„Ein etwas verblaßtes Abbild seines Vaters dünkt mich dieser Gründer Deines Glücks, liebe Elisabeth,“ sprach Marie, zu ihr aufsehend.

„Was willst Du — selbst wäre es so, wir müssen ihn entschuldigen: der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.“

„Du bist in einer so menschenfreundlichen Laune heute, daß ich Dich vor Dir selbst und Deinem Optimismus warne.“

„Ich sehe allerdings einige Schattenseiten, lieber Schatz, aber ich denke, wo Schatten ist, da ist auch Licht.“

„Nun, wie Du willst. Und die Anderen? . . .“

Elisabeth nahm ein drittes Schreiben, entfaltete es und las. Es war der Brief der ältesten „Nichte“ Karola. Sie sprach wie der Vater, sie drückte überschwenglich ihre Freude aus, die theure Tante zu sehen, die man sicherlich nicht wieder fortlaffen würde, sie zählte dann alle ihre guten Eigenschaften auf und beklagte sich über die Entbehrungen, welche das schändliche Dasein den Unbemittelten auferlege, daß sie gar keine Aussicht hätte, sich zu verheirathen, und auf Bälle und ähnliche kostspielige Vergnügungen, an welchen andere junge Mädchen Gefallen fänden, einzufür allemal verzichten müßte. Sie sprach zuletzt von ihrem vortrefflichen Papa, von ihrer reizenden Wohnung und schloß mit der nochmaligen bestimmten Versicherung, daß man die theure Tante niemals wieder von sich lassen würde.

Die Beiden sahen sich in die Augen und lachten.

„Schöne Aussichten, Liesel . . . wenn sie Dich nun halt wirklich festhalten?“

„Ich lasse ihnen dann die Tante, die Nichte schlüpft davon.“

„Und bewunderst Du nicht die Gleichförmigkeit der Gesinnung in dieser Familie?“

„Schilt nicht — Geld ist ein Dämon! Außerdem, warte nur, hier kommen noch zwei.“

Auch jene Briefe wurden gelesen; der eine war auf Rosapapier geschrieben, mit einem Hündchen in der oberen Ecke und dem Motto: „Je m'attache!“

Elisabeth lächelte ein wenig gezwungen.

„Dieß ist zum wenigsten eine kleine Erfrischung,“ sprach sie, nachdem sie die Zeilen schnell überflogen hatte; „hier tritt der Egoismus naiv und natürlich zu Tage. Sie spielt sich ein wenig auf als Kind, meine ‚Nichte‘ Frida; sie will ihr trautes Kämmerchen verlassen und bei mir schlafen.“

„Sie ahnt gewiß nicht, wie entsetzlich Du bist — ich lief beinahe neulich am hellen Tage davon, und nun gar bei Nacht!“

„Sie hat einen leisen Schlaf und will gern meinen kleinsten Wünschen lauschen, auch bittet sie mich, ihr etwas Schönes mitzubringen, und freut sich auf die Gesellschaften, die Papa meinetwegen veranstalten wird.“

„Das finde ich offen. — Unzweifelhaft hat der Papa diesen Brief nicht die Censur passiren lassen.“

„Nun kommt der letzte. — Et sieh', Der schreibt nicht minder naiv. Seine gezwungene Handschrift, die aussteht, als hätte er ein Linienblatt benützt, und der karge Inhalt der Epistel erinnern mich lebhaft an die Briefe, welche ich früher meinem Großvater zum Geburtstag und zu Weihnachten schreiben mußte: ‚Lieber Großvater, Du warst bisher mein Großvater, diese Einrichtung bewährt sich, bitte, bleibe es auch

fernerhin; ich bin gesund, Du bist gesund — der Himmel erhalte Dich noch lange so, — Deine Dich liebende Enkelin Elisabeth.“

„Vortrefflich! Laß sehen, ich will den Lieutenant lesen, — hm! Der gefällt mir! Dieser Brief gähnt, Elise, — er trägt ordentlich Falten in der Stirn. In dem Neffen ist noch Urnatur — ich glaube sogar, der rauhe Krieger hat etwas wie Scham und Widerwillen empfunden, als er der Millionentante diese Zeilen schrieb. — Wenn Der wüßte!“

Sie sah die Freundin an und lächelte.

„Dein Herz ist doch noch frei?“

„Ich höre es zum wenigsten nicht klopfen. Der Vetter ist leider für ein altes Mädchen, wie ich bin, zu jung.“

„Nun, bei der anständigen Mitgift, wer weiß! — Doch da kommt Dein juristischer Beistand — je me sauve.“

\*

Etliche Tage später kam dann auch ein Brief vom Vetter Kommerzienrath, derselbe schnob Wuth über seinen Bruder, der ihm den Brief der Cousine, welcher gewiß doch ebensosehr für ihn als für Jenen bestimmt gewesen wäre, erst so spät übermittelt hätte, daß er nachhinken müsse. Aber das sei so recht dessen Art. — Vielleicht wisse die Cousine, welch' ein unangenehmer, hoffärtiger Egoist sein Herr Bruder sei. So sehr er sich freue, sie unverhofft wiederzusehen, so sehr beschwöre er sie, ihren Aufenthalt nicht in der feuchten Dienstwohnung zu nehmen, einem alten, steinernen Bau, in welchem es in hohem Maße ungesund sei.

Marie lachte laut und lustig auf.

„Dieser gute Vetter, liebes Herz, geht der Sache ohne Umschweife zu Leibe — fast ein wenig brutal. Ich gratulire Dir zu dieser neuen Acquisition.“

Gedankenvoll, mit bewölklter Stirn fuhr Elisabeth fort:

„Du würdest dort auch wenig Ruhe finden, liebe Cousine, und nicht den nöthigen Comfort, an welchen Du gewöhnt sein wirst bei Deinen Mitteln, der Herr Bruder und seine Herren Söhne stecken nämlich bis über die Ohren in Schulden und die hochnäsigen Mädchen machen einen großen Staat, vom ersten Tage an würdest Du ihren heimlichen und offenen Angriffen auf Deine Börse und Deine Gutmüthigkeit ausgesetzt sein, Du würdest dort des Lebens nicht froh werden.“

„Bei mir hast Du Aehnliches natürlicherweise nicht zu gewärtigen, denn ich lebe seit dem Tode meiner Frau mit meiner Tochter Helene allein in dem großen, comfortablen Hause, in welchem übergenug Raum für Dich und Deine Begleitung ist und Du solchen Zumuthungen nicht ausgesetzt sein wirst, da ich selbst ein Mann in erträglichen Vermögensverhältnissen bin. — Wenn dieser Wunsch Dir selbstsüchtig erscheint, Du wirst noch nicht drei Tage hier im Ort sein, so wirst Du Dich selbst von der Wichtigkeit meiner Worte überzeugt haben. Mein Bruder ist ein so schroffer Egoist, daß ich mich genöthigt gesehen habe, allen Verkehr mit ihm und seiner Familie zu meiden, auch war ich hiezu gezwungen, um seinen ewigen Geldforderungen mich zu

entziehen. Verzeih', wenn ich Dir gleich vor Deiner Ankunft so unangenehme Eröffnungen mache, aber ich konnte dich nicht wohl umgehen, in Deinem eigenen Interesse. Ich erwarte sehnlich nähere Nachricht. Meine Tochter schreibt Dir ebenfalls,“ und so weiter.

„Welchem gibst Du nun den Vorzug von den feindseligen Brüdern, arme Lisel?“

„So ungefähr hatte ich mir diese Verwandten gedacht,“ erwiderte Jene düster ... „die Tante hat mich gewarnt.“

„Und hast Du noch mehrere solche Verwandte?“

„Ich weiß es wahrhaftig nicht, wer noch am Leben ist. Es existirte damals noch ein Vetter meines Vaters, welcher Kinder hatte, und eine alte, aber beinahe taube Tante. Ich war so lange fort aus der Heimat — über sieben Jahre, und habe in der ganzen Zeit nie etwas von den Meinen gehört.“

„Da ändert sich freilich Manches, aber sei überzeugt, daß sie schreiben werden, wenn sie noch leben, oder sonst sich einsinden, das Geld ist ein mächtiger Magnet; Du brauchst nur ein wenig mit dem Beutel zu klappern.“

Nachdenklich nahm Elisabeth, ohne zu antworten, den letzten Brief und las denselben. — Eine leichte, offene Handschrift war es und nur wenige Zeilen. Ihre Stirn entwölkte sich ein wenig.

„Ein Schimmer von Hoffnung — eine Seele, Marie,“ sprach sie aufathmend.

„Helene schreibt mir einen einfachen, würdigen Gruß. — Sie kenne mich zwar nicht, sie habe aber von mir gehört. Man wäre nicht freundlich gegen mich gewesen in meiner Jugend, da der Himmel es zum Guten gelenkt, möchte ich das alte Leid vergessen und mit einem warmen Herzen die Heimat umfassen. — Sie könnte ahnen, was ich empfinde nach so langer Trennung und so vielen Schicksalen — ich sei willkommen.“

„Das ist hübsch — das freut mich!“ rief Marie lebhaft, „so ungefähr hätte ich auch geschrieben in einer ähnlichen Lage. Dem Mädchen bin ich gut, ohne es zu kennen!“

„Also doch eine fühlende Menschenbrust vielleicht — für mich ist das viel, unendlich viel, Marie, ein Hoffnungs-Schimmer, den ich freudig begrüße, für den ich dem Himmel danke!“

„Du machst mich eifersüchtig — in der That!“

„O, Du! — das ist ganz etwas Anderes, Du bist ein Theil von meinem eigenen Ich — Dich kann aus meinem Herzen Niemand verdrängen, mein treuer Freund, mein Kampfgenosse! — Was mir gehört, gehört Dir, Du bist meine Stütze und meine Hoffnung — Du wirst mich nicht verlassen!“

„So tief erregt?“ fragte Marie beinahe besorgt, als sie die hochgespannte Gemüthsverfassung der Freundin wahrte. — Sie schlang ihre Arme zärtlich um deren Nacken und zog sie an ihr Herz.

„Ich stehe zu Dir!“ rief sie mit Wärme und sah sie an aus ihren leuchtenden Augen, „wir thun wie Du willst, ich spiele mit Dir Komödie. Hoch lebe Tante Macduff! und möge sie guten Erfolg haben und niemals aus der Rolle fallen, möge sie unter den Larven ein fühlendes, braves Menschenherz finden

und mir für's ganze Leben meine treue Freundin bleiben . . . So, Lisel, nun hast Du Deinen Willen, — ich schwöre fest zu Deiner Fahne — nun hör' aber auch auf zu weinen und wisch' Dir die Thränen ab, Du steckst mich sonst an mit Deiner unnöthigen Desperation.“

Sie umarmten sich lange und zärtlich, die beiden Schicksalsgefährtinnen, und besprachen sich noch eifrig eine Weile hernach, dann schrieb, der Rolle gemäß, Fräulein Marie Werner, die Gesellschaftlerin der Tante, etliche Briefe im Auftrage der Lady Macduff und dann machten sie Toilette und fuhren am Nachmittage hinaus zu den Wettrennen, wo sie den letzten

Nest von ihren geschäftlichen Sorgen und schwermüthigen Gedanken abschüttelten.

Sie waren etliche Male genöthigt, die Schleier tiefer herunter zu ziehen, auch zornige Blicke zu senden, denn einige junge Kavaliere, mehrere Offiziere darunter, betrachteten die hübschen Fremden mit mehr Aufmerksamkeit als ihnen lieb war. Es hatten einige von ihnen sogar die Kühnheit, Bouquets in ihren Wagen zu werfen und ihnen Eis und Champagner zu schicken; dieselben warteten diese letzte, etwas übertriebene Artigkeit nicht ab, beim Nahen der Boten fuhr der Wagen — noch vor dem Ende des Rennens — in beschleunigter Gangart davon.

(Fortsetzung folgt.)

## Aus der neuen deutschen Lyrik.

### Verglied.

Von

Max Schlierbach.

O Morgenluft, so kühl, so rein!  
Da schreiten fröhlich wir zu Zweien  
Empor auf steilem Steige.  
Wider den Stein das Eisen klingt  
Des Bergstocks, den die Rechte schwingt,  
Und an die Tannenzweige  
Anstreichend, schüttelt ein glitzerndes Heer  
Thautropfen über die Wanderer her  
Der zitternde Schaft der Esche.

Ihr Heimatberge morgenschön,  
Ihr Wolkenschleier um Felsenhöhn,  
Seid mir gegrüßt in Wonne!  
Küsse die Stirn mir mit goldigem Glanz,  
Wenn durch der wirbelnden Nebel Tanz  
Du dich durchkämpfst, ewige Sonne,  
Und über den nächtlich schlummernden See  
Und über der Gletscher stimmernden Schnee  
In purpurnen Wogen strömeſt.

Durch alle Glieder fühl' ich die Kraft,  
Die in den unendlichen Weiten schafft  
Und in unsterblicher Schöne  
Bis an die dämmernden Grenzen der Welt  
Zu den leuchtenden Sternen die Sterne gesellt,  
Und im Einklang jauchzender Töne  
Die Bahnen verschlingt im himmlischen Blau,  
Daß in seligem Traum, daß in trunkener Schan  
Die feuchten Blicke sich wirren.

(Aus: „Scherer, Deutscher Dichterwald“. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.)

### Der schöne Brunnen.

Von

E. Ferdinand Meyer.

Der Springquell plätschert und ergießt  
Sich in der Marmorschale Grund,  
Die, sich verschleiernd, überfließt  
In einer zweiten Schale Rund;  
Und diese gibt, sie wird zu reich,  
Der dritten wallend ihre Flut,  
Und jede nimmt und gibt zugleich,  
Und Alles strömt und Alles ruht.

### Abendhelle.

Von

Stephan Milow.

Wunderbare Abendhelle,  
Kings die Welt so klar, so frei!  
Trunken, mit beschwingter Schnelle  
Gleitet ihr mein Blick vorbei.

Weiter strebt er in die Ferne,  
Immer weiter durch den Raum,  
Strebt noch über jene Sterne,  
Die dort glühn am Himmelsraum.

Ach, umsonst seht rastlos Schiffe!  
Ach, kein Ziel, wär's noch so weit!  
Doch ich schaue, süß ergriffen,  
Tief in die Unendlichkeit.

# Die Leibeigene.

Roman

von

G. Ernst.

(Fortsetzung.)



## Vierzehntes Kapitel.

Die drei Herren empfingen die langsam Nahende mit einer Befriedigung, welche ihr beweisen mußte, daß sie sich lange erwarten lassen. Die Maulthiere standen bereit, und bald brach die kleine Gesellschaft unter dem Vortritt einiger Laternentragenden Knechte nach den Cedern auf. Die Straße dorthin führte über die Stelle, wo Dibbeh am Morgen mit Assad gesprochen; aber es war zu dunkel, als daß sie Erinnerungen an die Verlichkeit hätte knüpfen können, als sie vorbeiritt; je weiter sie kamen, desto enger und steiler wurde der Weg, bis endlich die Reiter gezwungen waren, paarweise im Schritt vorwärts zu dringen.

So sehr besorgte das Mädchen, daß ein Zwiegespräch mit Junis oder Henry sie aus der Geistesstumptheit reißen könne, welche sich ihrer zwischen aufregender Erinnerung und entnervender Erwartung wohlthuend bemächtigt hatte, daß sie Carabet zu ihrer Begleitung heranrief, obwohl sie seine Gesellschaft sonst nicht eben liebte. Unter seinen breiten Berichten über harmlose Dinge war es ja für sie so viel leichter, sich in dumpfe Träume zu versenken, als den verkauften Gedankengängen ihres praktischen Bruders oder der beängstigenden Mitwissenschaft des unberechenbaren Yankee gegenüber.

Die beiden Vernachlässigten schienen es übrigens nicht ungerne zu sehen, daß sie durch den Vorzug, welcher Carabet zu Theil wurde, auf einander angewiesen wurden; der Effendi suchte eine entscheidende Aussprache mit dem Manne, den er als seinen künftigen Schwager betrachtete; Everett, weit entfernt, sie zu fürchten, versprach sich viel Vergnügen davon, den überchlauen Orientalen fühlen zu lassen, daß er dem Yankee nicht gewachsen gewesen. Zudem glaubte er angesichts seiner baldigen Abreise sich gestatten zu dürfen, Junis Wellesley's leidenschaftliche Empfindungen für dessen Schwester als offizielles Motiv für den Rückzug ihres Bewerbers zu bezeichnen. Auf Assad anzuspähen, mußte Henry sich freilich hüten, da vorauszu sehen war, daß der Maronit alle Hebel in Bewegung setzen würde, Dibbeh vor einem übereilten Schritt zu Gunsten des Barbaren abzuhalten, während Everett auf einen solchen geradezu spekulierte.

Zu Anfang ihres Alleinseins zeigten sich indeß beide Diplomaten um die einleitenden Worte verlegen. Endlich begann Junis:

„Darf ich fragen, Mr. Everett, welches Resultat

Ihre heutige Unterredung mit meiner Schwester gehabt hat?“

„Alle Wetter, so gut wie gar keines, Mr. Berrash. Miß Grace gab mir verzweifelt wenig Gelegenheit, ihr von meinen Gefühlen zu sprechen.“

„Und es war Ihnen nicht möglich, eine solche herbeizuführen?“ sagte Junis beinahe geringschätzig.

„Den Henker auch, so etwas ist leichter gesagt als gethan. Ihre reizende Schwester, Mr. Berrash, scheint die töchterlichen Gefühle ebenso ausschließlich zu kultiviren, wie Mr. Wellesley die väterlichen; da ist für einen Dritten wenig zu machen!“

„Wie soll ich Ihre Bemerkung deuten?“ fragte der Effendi, den sein Morgengespräch mit Dibbeh's Pflegerater bereits nachdenklich gestimmt hatte und der aus Henry's Worten nun einen Argwohn herauszufühlen glaubte, welcher ihn bei dem Manne, der zum Gatten seiner Schwester bestimmt war, besonders erschreckte.

„Genau so, wie es Ihrem erstaunlichen Scharfsinn entspricht,“ war die etwas impertinente Antwort.

„Mr. Wellesley scheint dringend Ihre Verbindung mit seiner Pflegetochter zu wünschen, Mr. Everett; er sprach mir heute, als ich wegen der Schulangelegenheit mit ihm konferirte, davon,“ lenkte Junis ein.

„Ein wenig zu dringend vielleicht, Mr. Berrash.“

„Der Ton, welchen Sie mir gegenüber jetzt anschlagen, Mr. Everett, weicht sonderbar von dem ab, den Sie letzte Nacht festhielten.“

„Alle Wetter, nicht ohne zwingenden Grund!“ steigerte sich Henry absichtlich aus der bisherigen Gelassenheit heraus.

„Darf ich denselben erfahren?“ fragte der Andere scharf.

Everett dachte eine kurze Zeit nach. Er hätte den Gegner durch die Mittheilung niederschmettern können, daß Mrs. Wellesley um Dibbeh's willen die Scheidung von ihrem Manne erstrebe; allein abgesehen davon, daß dieser Umstand Junis vielleicht eine neue Aussicht für seiner Schwester Versorgung eröffnet haben würde, wäre Henry sich dann auch bewußt gewesen, eine Indiskretion gegen die so warm verehrte Cousine zu begehen. Besser war es, dem Effendi nur Ausstellungen an Dibbeh's Benehmen zu hören zu geben, welche die Verzichtleistung Everetts auf ihre Hand erklären konnten. Daß er darum nicht verlegen zu sein brauchte, dankte der Yankee seinem geschäftigen Hinundhergehen im abendlichen Lager.

„In der That,“ räusperte er sich, nachdem Junis

seine Frage wiederholt, „es wird mir nicht leicht, Sie auf verzweifelt zarte Fragen der Schicklichkeit aufmerksam zu machen, Mr. Verrass, über die unsere Ansichten am Ende gar weit auseinandergehen.“

„Neben Sie immerhin,“ versetzte der Maronit ungeduldig, „und rechnen Sie auf mein Verständnis für die feinsten Schattirungen der Lebensart.“

Der Yankee lachte heimlich über den lächerlichen Anspruch des Orientalen, ein Mann von Welt zu sein, bemerkte dann aber ernsthaft:

„Finden Sie es, — zum Henker, wie sage ich gleich, — ja doch, finden Sie es passend für ein so stark erwachsenes Mädchen wie Miß Grace, beim Abenddunkel heimlich in das Zelt eines noch verzweifelt ansehnlichen Mannes, — denn das ist Wellesley, — zu schlüpfen und über dem Zwiegespräch im lichtlosen Gemach — mein Amt führte mich mehr als einmal daran vorbei — die Zeit unseres Aufbruchs so lange zu überschreiten?“

Der Offenbar antwortete nicht gleich. Die von Everett angedeutete Möglichkeit, daß seine Schwester zu ihrem Pflegevater in einem andern als kindlichen Verhältnis stehen könne, war ihm bisher, trotzdem er den ausgesprochenen Empfindungen Wellesley's bereits mit skeptischer Sorge nachgegrübelt, nicht im entferntesten in den Sinn gekommen; jetzt aber analysirte sein so rauh geweckter polizeilicher Spürsinn auch schon die Neben- und Geberden Dibbeh's. Freilich in aller Stille nur, denn obwohl des Mädchens geringes Behagen an der Aussicht auf eine Heirath mit Everett und ihre lebhafteste Ueberzeugung von des Pflegevaters grenzenloser Nachsicht und Liebe als Verdachtsmomente in seinem blitzschnellen Erinnern auftauchten, hielt er doch zu Henry die Rolle des vertrauensvollen Bruders sorgfältig fest.

„Der Vorfall, dessen Sie erwähnen, Mr. Everett,“ sagte er nach einer Pause, die recht gut seinen Unwillen und seine Gefränktheit über dessen Zweifel ausdrücken konnte, „erklärt sich ganz bestimmt auf's Natürlichste. Mr. Wellesley war leidend, und seine Pflegetochter gab ihm Tochterpflege.“

Er lachte behaglich über das Wortspiel.

„Mr. Wellesley war nur offiziell an diesem rasenden Kopfschmerz erkrankt,“ bemerkte Everett trocken.

„So hatte der Besuch meiner Schwester bei ihm eine andere erklärliche Ursache,“ meinte Yunis schon mit geringerer Zuversicht. „Sie begreifen, Mr. Everett, daß ich keinen Makel auf ihrem Rufe dulden darf, — am wenigsten einen von Ihnen erhobenen.“

„Wo will er hinaus?“ fragte sich Henry.

„Sollte der Tölpel ein Duell beabsichtigen?“

„Ich muß Sie daher bitten, Mr. Everett, dem Verhör beizuwohnen, welches ich mit Grace bei erster Gelegenheit — meinethwegen heute noch — über diesen Punkt anstellen werde.“

„Alle Wetter, er will mich durchaus zum Schwager!“ kommentirte der Yankee spöttisch den zahmen Vorschlag des beleidigten Bruders. Da er denselben aber nicht wohl ablehnen konnte, ritten die Beiden nun schweigend weiter der Hochflähe zu, in welche ihr Weg jetzt mündete, und welche Dibbeh und Carabet bereits früher erreicht hatten.

Es war ein fremdartiger, romantischer Anblick,

der sich den Reitern bot, als sie am Rande des Festplatzes hielten, um abzustiegen. Rechts und links im Buschwerk, von gebrechlichen Hüden eingezäunt, lagerten zahlreiche Ziegenheerden, von Hirten in rauher Gebirgstracht gehütet; vorwärts erhob sich, in seinen erhabenen Wipfeln mit dem Nachthimmel verschmelzend, der berühmte Cedernhain, dessen wenige hundert Bäume, zum Theil von riesigem Umfang, einen geräumigen Platz bestanden. Um ihre Stämme, die der unteren gewaltigen Aeste beraubt sind, bewegte sich, beleuchtet von ungezählten, würrig duftenden Feuern, in denen Zapfen und Zweige der Waldkönige flammten, und von rauchenden Kienfackeln, die wie Glühkäfer hin und her schwankten, eine lebhaft angeregte, phantastisch frohe Menge von Bergbewohnern, welche zu dem Nachtfest geströmt waren. Hier lagerten Gruppen bei ländlichem Mahl auf dem dicken Moosteppich; dort hockten schweigsame Raucher auf Baumstümpfen und Wurzeln, überall schlangen Kinder Schaaren heitere Reigen.

Die hellbeglänzte Region unten hob sich mit ihren Millionen rother Lichtreflexe zauberhaft von der darüber schwebenden finstern Kuppel des mächtigen Walddomes ab. Dort oben schwirte und brauste es wie Sturmeswehen, aber es waren nur die Heere der in den Cedernkronen nistenden Nachtvögel, der Dohlen, Raben und Eulen, die sich gegen das unwillkommene, lärmende, blendende Treiben der Menschheit in ihrem Reich krächzend empörten.

Wie harmonisch schwebte nun aber über all' dem Zauchzen und Lachen, Flattern und Kreischen der volle, reine Ton der frommen Gesänge, die aus der kleinen Rindentapelle inmitten des heiligen Haines emporklangen! Dort waren Maronitenmönche aus Stanobin in der Ausführung der feierlichen Liturgie des syrischen Gottesdienstes begriffen, und andächtige Väter drängten sich zahlreich um die offenen Thüren, Weihrauchdunst und Kerzenschein zugleich mit heiligen Melodien einzusaugen.

Dibbeh war mit ihrem Begleiter schon dem Festplatz zugeschwunden, als Yunis und Everett ihre Reithiere den Leuten Abu Ischaf's übergaben. Sie hatte vorwärts gedrängt, da sie wohl wußte, daß sie von Carabet's Seite leichter würde verschwinden können, als aus einer größeren Beschützergruppe. Als sie indeß mitten in der nächtlichen magischen Szene stand, die sich unter den Cedern entfaltete, vergaß sie, überwältigt von dem malerischen Eindruck des phantastischen Gemäldes, eine Zeitlang sich selbst und den Zweck, der sie persönlich hergeführt, vollständig.

Wie ein köstlicher Nausch, aus Licht und Duft und Tönen gewoben, kam es über ihr Gemüth, daß sie die Arme hätte ausbreiten mögen, die Herrlichkeiten zu umfassen, die sie traumhaft umgaulelten. O, schön war das Leben, wenn man es so aus dem Vollen und Ganzen, abgesehen vom eigenen kleinen Ich, genießen durfte; das empfand Dibbeh entzückt im Bann dieses poetischen Waldmärchens! Ewig hätte sie hier weilen mögen, in dem schwellenden Boden wurzeln als schlanke Ceder und mit dem Haupt die grüne Lockenpracht berühren, welche den Jahrtausende zählenden Greisen unter diesen Bäumen Jehovas noch die ehrwürdige Stirn schmückt.

Carabet, seiner Natur nach wenig für stille Begeisterung veranlagt, führte Dibbeh behaglich schweigend von Stamm zu Stamm und endlich zur kleinen Kapelle, wo die Andacht noch dauerte. Das Mädchen war ihm willenlos gefolgt und achtete des Ortes kaum, an dem sie sich befand, als plötzlich während einer Pause in den Responsorien, wenige Schritte hinter ihr, aus geheimnißvollem Baumschatten ein arabisches Lied erklang:

„Ich bin dem wunden Kameel gleich,  
Im Weh heiß' ich die Zähne zusammen,  
Meine Last ist schwer und nicht weich,  
Meine Füße schneiden tiefe Schrammen.“

Ein schmerzhafter Schauer durchfuhr die Aufhorchende. Es war ihre Sklavenkette, deren Klirren sie in dem rauhen Nachklang aus der Vergangenheit vernahm. Fassungslos, den Ruf des Gebieters mißachtend, lehnte sie das schwindelnde Haupt an einen nahen Stamm und schloß die Augen, aus welchen große Thränen fielen. Ein Taumel unfäglicher Angst erfaßte Dibbeh, daß sie bebend die Hände rang und ihr die Kniee brachen.

„Was ist Ihnen, Miß Grace?“ fragte der gutmüthig besorgte Carabet.

„Zerrißen und blutig ist mein Rücken,  
Und die Wunden sind unheilbar —“

tönte es einbringlich weiter, als die Mönchsgesänge eine Weile verstummten.

Dibbeh raffte sich gewaltsam auf; die schwermüthige Klage schnitt ihr in's Herz, in's Gewissen.

„Mr. Carabet,“ stammelte sie, „suchen Sie meinen Bruder und Mr. Everett auf, ich bitte, und bringen Sie sie hieher, damit sie den Schluß der Mitternachtsmesse wenigstens noch hören. Sagen Sie Yunis —“

Sie stockte. Ein Gruß selbst an ihn konnte ihre Absicht vorzeitig enthüllen. Und was fragte der Fühllose wohl auch darnach!

„Aber Sie sind nicht wohl, Miß Grace, ich darf Sie jetzt nicht allein lassen,“ wandte er freundlich ein.

„Es war ein vorübergehender Schwindel; — ich stehe schon wieder fest auf den Füßen,“ scherzte sie mühsam. „Gehen Sie, Mr. Carabet.“

„So will ich Ihrem Wunsch entsprechen, Miß Grace,“ gab der Missionär nach, der keine Gefahr für das Mädchen in ihrem Verweilen unter den andächtigen Beteren sehen konnte, „aber weichen Sie nicht von dem Platz hinter der Kapelle, damit wir Sie gleich finden.“

„Ohne Sorge,“ murmelte Dibbeh befangen. „Verlaufen werd' ich mich nicht — höchstens verlieren.“

So leise flüsterte sie die letzten Worte, daß er sie nicht einmal vernahm. Dagegen hörte er deutlich die Schlußstrophen des arabischen Gesanges, der mit so seltsamen Unterbrechungen erklingen war:

„Doch mehr als Alles muß mich bedrücken,  
Daß einsam wandern mein Theil war.“

Noch einmal drehte sich der Missionär um, ehe er um die Ecke der Kapelle bog, und sah das junge Mädchen an demselben Orte, wo er sie verlassen, stehen; nur schien ihm, als hätte sie den Kopf über die Schulter gewendet und blickte in das tiefe Dunkel

rückwärts, in dem sich der Sänger des schwermüthigen Liedes wohl vor der festlich gestimmten Menge barg.

Der Zufall wollte, daß während Carabet Everett und Yunis in einer Richtung suchte, dieselben in der entgegengesetzten vordrangen, um Dibbeh und ihren Begleiter zu treffen. Nach längerem vergeblichem Umherspüren wendete sich der Missionär endlich dem Ausgange des Weges von Kanobin zu, wo die Knechte und Maulthiere zurückgeblieben waren und er vielleicht erfahren konnte, wohin die Gesuchten sich gewendet.

Schon aus einiger Entfernung fiel ihm eine gewisse Unruhe unter der Gruppe auf, und als er zu ihr trat, bemerkte er, daß der Djehal, welcher sich den ganzen Tag im Lager nicht sehen lassen, sich unter seinen Leuten befand und mit ihnen zankte.

„Was gibt es, Abu Ischot?“ fragte Carabet, ihm unvermuthet die Hand auf die Schulter legend.

„Nullah, welcher Dämon —? Doch wie, verehrter Howadji, Ihr seid es und würdigt den armen Ausgestoßenen, Verfolgten einer gütigen Anrede?! O werther Herr, welsch' traurige Zeiten für den unglücklichen Abu Ischot, dessen guter Name und redlicher Erwerb dahinschmelzen im Feuer der Trübsal! Ach, dürste der Trostlose wenigstens auf Euer erbarmendes Wohlwollen noch rechnen, frommer Howadji!“

„Was redest Du nur, Freund?“ fragte verwundert der Missionär. „Du scheinst mir in sündigem Hochmuth Anderen Vorwürfe zu machen, anstatt demüthig um Deiner eigenen Verschümmisse willen in Dich zu gehen. Daß Dein Ruf als Fremdenführer durch Vernachlässigungen, wie die, welche Du Dir gestern und heute zu Schulden kommen lassen, leiden muß, ist lediglich natürlich, aber es stand ja bei Dir, Deine Pflicht besser zu erfüllen.“

„Nicht doch, werther Howadji; denn all' mein Denken und Sinnen nahm der elende Hund — ich meine, der ungetreue Knecht Abu Musa in Anspruch, den böse Geister zerreißen, — den ein gerechter Richter züchtigen möge.“

„Abu Musa?“ rief Carabet neugierig. „Wie doch, mein Freund, hast Du denn in ihm nicht den Drußen Assad wieder erkannt, welcher einst die kleine Dibbeh entführte und den Du in Burg Schutif mit ihr getroffen?“

Der Djehal fuhr bei der Entdeckung, daß der Verkleidete von Carabet herausgefunden worden, heftig zusammen und wußte nicht gleich, was darauf erwiedern; doch dauerte seine Fassungslosigkeit nicht lange, bot ihm doch die letzte Angabe des Missionärs eine stichhaltige Entschuldigung.

„Werther Howadji,“ rief er, den Verblüfften spielend, „was muß ich da erfahren?! Wie, dieser nichtswürdige — dieser Abu Musa wäre jener räuberische Gesell?! Nullah! Ich konnte ihn freilich nicht erkennen, da ich Assad ibn Kottar nie deutlich gesehen; aber ich hätt' es begreifen sollen, daß er Dibbeh's Feind sei, da er sich so zornig über sie äußerte.“

„Nicht möglich!“ rief der Missionär, „ich erblickte ihn ja mit eigenen Augen heute Morgen in freundschaftlichem Gespräch mit ihr.“

„Frommer Howadji,“ sagte Abu Ischak geheimnißvoll zu dem Harmlosen, „Ihr kennt Land und Volk in Syrien doch und wisset daher selbst, daß kein Druze je erlittene Unbill verzeiht. Nullah, wenn dieser Assad der Verhafteten in Eurer Gegenwart schmeichelte, so geschah es nur, um sie sicherer zu verderben.“

„Du sagst mir höchst bedenkliche Dinge, Freund,“ rief der Missionär, den plötzlich eine große Angst befiel; „aber ich kann in der That kaum glauben, daß nach einem so vertraulichen Begegnen Assad noch Rachepläne zu hegen vermöchte. Kein Zweifel, daß die Vorstellungen, welche Dibbeh ihm über seine Thorheit machte, sein Herz gerührt haben.“

„Nullah,“ sagte höhnisch der Fremdenführer, „davon bemerkte ich nicht viel, als ich ihn gleich darauf sah.“

„Wo das? Bei Deiner Seligkeit beschwöre ich Dich, Freund,“ rief der Erschrockene dringlich, „mir Alles zu sagen, damit ich drohendes Unheil noch abwenden kann, so der Herr will.“

„Frommer Howadji, gütiger Wohlthäter des verlassen Armen, wie gerne wolt' ich es thun, wenn ich sicher wäre, daß die Verfluchten — vielmehr Eure christlichen Freunde, die Amerikaner, mich später nicht entgelten ließen, was ein Anderer gefrevelt.“

„Ich verspreche Dir in ihrem Namen Verzeihung für alle Veräumnisse,“ rief ungeduldig der Missionär, „aber nun zaudere auch nicht länger!“

„Und ich soll ferner im Lager bleiben dürfen, nicht mehr von dem abscheulichen Quälgeist — dem jungen Howadji, mein' ich, fortgeschickt werden?“

„Ich stehe Dir dafür, wenn Du mir endlich die Wahrheit bekennst,“ rief Carabet, der hier eine Aufgabe vor sich sah, welche alle anderen gänzlich in Schatten stellte.

„Nullah! Ein Draufgeld auf den armseligen Handel mit den Amerikaner, ein treffliches Zeugniß wären mir auch hochwillkommen, würdiger Howadji,“ steigerte der Freche seine Bedingungen.

Carabet verlor die Geduld.

„Du willst meine Verlegenheit ausbeuten, Freund,“ sagte er tadelnd, „doch ich darf in Versprechungen für Andere nicht weiter gehen. Leb' wohl.“

„Werther Howadji, nicht so eilig! Der bescheidene Mann begnügt sich mit dem Schimmer der Hoffnung, heißt es im Sprüchwort. So will denn auch ich —“

„Gedenkst Du endlich zu reden, Freund?“

„Nullah, wenn es denn sein muß! — Ich sah also den Abu Musa um die Dämmerstunde hier unter die Bäume treten, wo ein Weib, in dem ich seine Schwester errathen, mit ihrem Kram saß. Ich feilschte gerade um ihre Waare, als er glühend, als wär's von heftigem Lauf, und mit wogender Brust zu ihr herantam. Der Sohn einer Hündin — der arme Sünder erblickte mich kaum, werther Howadji, als er, der Ehrfurcht vor dem älteren Manne spottend, mich Unschuldbigen wüthend anfuhr und mir irgend welches alte Unrecht vorwarf, das ich begangen haben sollte. Erschrocken flehte ich vergebens um Schonung, bis Thalseh beschwichtigend mahnte, er solle seine Rache nicht zerstückeln. Da ließ er mich drohend

los, und ich hörte ihn nun sich zu dem Weibe der Gunst des Amerikaner-Mädchens rühmen. Er jubelte, daß sie heute Nacht zu ihm in den Cedernwald kommen wolle, um wieder seine Sklavin zu werden.“

„Unmöglich!“ stammelte der erblickende Missionär.

„Nullah, ich hörte es deutlich, als ich mich auf den Boden gekauert, auch sah ich die mörderische Hand mit dem Messer tändeln, werther Howadji, und Thalseh lachend ihren Hals befühlen.“

Carabet stieß einen Schrei aufrichtigen Entsetzens aus und drehte sich wie vom Schwindel gefaßt auf den Fersen.

„Wo ist das Druzenweib?“ keuchte er dann.

„Voran nach den alten Klausnerhöhlen im Berge; da bleibt sie, bis Assad ihr Dibbeh bringt.“

„Herr, Herr, du wirst diese Missethat nicht dulden!“ schrie der Missionär mit gerungenen Händen. „Auf, Abu Ischak, zur Kapelle, wo Dibbeh meiner wartet. Dort ist sie sicher, hoffe ich, er kann sie doch nicht aus den Peterschaaren reißen.“

„Nullah, werther Howadji, die liebevolle Hündin — das arme Mädchen geht ihm wohl freiwillig in's Garn.“

Carabet rannte schon vorwärts, die Menge rücksichtslos mit Ellenbogenstößen theilend, wo sie sich vor seinem eiligen Nahen nicht freiwillig spaltete. Auf den Cedernnadeln gleitend, von Funken versengt, hegte er sich selbst zurück zu dem Platz, auf dem er Dibbeh gelassen und von wo sich die Unächtigen jetzt verzogen, denn die Nachtmesse war aus.

Plötzlich stieß der athemlose Missionär einen Freudenruf aus; er hatte Yunis und Henry erkannt, die am hinteren Eingang des Kirchleins standen. Im nächsten Augenblick war er an ihrer Seite.

„Ist sie drinnen?“ pufete er, nach Luft schnappend.

„Wer? — Miß Grace?“ fragte Henry erstaunt.

„Meine Schwester?“ wunderte sich Yunis. „Ist sie denn nicht mit Ihnen, Mr. Carabet?“

„Sie ist mir entschlüpft,“ schluchzte der Gebrochene, und dann mit schauernder Hand auf den finsternen Theil des Gehölzes deutend, durch den der rauhe Pfad nach Minat führte, rief er fiebernd vor Angst und Gewissensbissen: „Rettet sie vor Assad — vor ihrem Mörder!“

„Alle Teufel!“ rief Everett, der sich verfärbte, als er nun auch Abu Ischak, den Vertrauten des Druzen, verstört herbeieilen sah.

„Was wollen Sie mit dieser befremdlichen Warnung sagen?“ mäkelte Yunis an der ihm unbegreiflichen Mittheilung.

Hastig berichteten der entsetzte Missionär und der Djehal auf Arabisch von der Gefahr, in der Dibbeh schwebte. Verstand auch Everett den Inhalt der Rede nicht, so begriff er doch rascher, was vorging, als der Offendi, welcher von dem Begegnen zwischen seiner Schwester und ihrem Feinde am Morgen nichts erfahren hatte. Ein furchtbares Gefühl bitterster Beschämung überkam den Yankee, als ihm klar wurde, daß seine niedrige Intrigue, die einzig darauf berechnet gewesen, Dibbeh einen unwürdigen Liebhaber zu geben, sie in die Gewalt eines Nachsüchtigen gebracht hatte. So weit hätte ihm sein Ehrgefühl das

Mingen um Wellesley's Reichthum nie zu treiben gestattet, daß darüber das Leben des ihm im Wege stehenden Mädchens gefährdet worden wäre. Es war Henry Ernst mit dem materiellen Schutz gewesen, den er Dibbeh auf dem Waldwege angeboten, als ihm der Ausdruck in Assab's Zügen einen Augenblick Besorgniß eingeflößt; daß er sich schließlich durch die heuchlerische Haltung des Barbaren so hatte täuschen lassen, um auf eine bloße romantische Entführung Vorbereitungen zu treffen, konnte er sich nicht vergeben. Henry machte sich nun die heftigsten Vorwürfe und sann auf Mittel, seine Unritterlichkeit wieder gut zu machen. Kaum gewahrte er daher, daß Yunis zu einem Verständniß der Sachlage vorgebrungen sei, als er dessen Zorn über Carabet's diehmal so übel angebrachte Schweigsamkeit gegen den Offendi unterbrach und hastig und energisch rief:

„Alle Wetter! Es handelt sich jetzt nicht mehr um dergleichen Unsinn! Auf, Mr. Berrasch, und vereinigen wir unsere rasendsten Anstrengungen zur Rettung Ihrer Schwester! Was schlagen Sie vor?“

„Ich denke,“ meinte Yunis überlegsam, „das Beste wäre, die türkische Wache, welche hier auf Ordnung hält, zu benachrichtigen und sie hinter dem Schutze herzuhegen.“

„Zum Henker! Und wenn das ihn noch wüthender macht? Wenn er das Mädchen umbringt?“

„Jedenfalls,“ bemerkte der Offendi, „darf von der legalen Macht nicht abgesehen werden; die Folgen mögen sein, welche sie wollen.“

„Ihre Bruderzärtlichkeit ist riesig lau!“ zürnte Henry. „Heba, Mr. Schwarzrock, vielleicht gibt Ihnen Ihre Orts- und Menschenkenntniß einen weniger verzweifelten Plan ein.“

„Man könnte,“ rief der zitternde Missionär, „Abu Ischok und die Maulthiertreiber auf einem andern Wege nach den Grotten voraussenden.“

„Genau so, und ich würde sie selbst anführen, wenn meine nichtswürdige Unkenntniß ihrer Sprache nicht wäre. Thun Sie es also, Mr. Carabet, während ich die Aufgabe übernehme, Wellesley diese haarsträubende Nachricht zu bringen.“

Yunis begab sich nach diesem kurzen Kriegsrath zum Bimbaschi des Militärpostens, von dem er, kraft seiner Amtsgewalt, einige Leute zur Verfolgung eines Räubers verlangte, der nach seiner Angabe seine Schwester in den Wald gelockt habe, um sich ihres Schmuckes zu bemächtigen. Henry, Carabet und Abu Ischok eilten auf die Gruppe der Maulthiertreiber zu, von denen der Amerikaner einen für sich zum Begleiter nach dem Lager beanspruchte, wohin derselbe zugleich das für Wellesley bestimmte Thier reiten sollte.

Während sich gleich darauf zwei Gruppen von Männern an die Verfolgung der Entflohenen machten, deren nächstes Ziel, die zwischen dem Cedernhain und dem kahlen Paß von Minat gelegenen Gremitenhöhlen, glücklicherweise Abu Ischok genau bekannt war, — und zwar in der Art, daß auf dessen Rath Yunis mit seinen Trabanten langsam dem Wege folgte, welcher aus dem Walde aufwärts führte, während Carabet mit seinem Trupp kürzere Seitenpfade einschlug, auf denen man Assab zuvor-

zukommen hoffen durfte, — trabte Everett, so rasch dieß bei dem ungewissen Lichte der eben aufgegangenen abnehmenden Mondfichel möglich war, in entgegen-gesetzter Richtung niederwärts nach Kanobin.

Bald lag der erleuchtete Festplatz wie ein glühender Nebel hinter ihm, und der Weg näherte sich dem Abhange der Kadischa, welchem er bis nahe dem Kloster folgt. Da bemerkte Henry plötzlich in einiger Entfernung vor sich auf einer buschfreien Strecke ein dunkles Etwas, welches eilig näher kam.

„Hallo!“ rief er auf gut Glück die Gestalt an, obwohl deren Zugehörigkeit zum menschlichen Geschlecht ihm noch fraglich war, und setzte dabei zugleich seinen Revolver in Bereitschaft. „Hallo, wer zum Henker sackelt da im Mondschein herum?“

„Henry! — So komm' ich zu spät!“ rief eine nur zu bekannte Stimme, und im nächsten Augenblick stand Wellesley keuchend und in gebrochener Haltung neben dem Reiter, den er mit sprunghaften Bewegungen schnell erreicht.

„Sie hier, Mr. Wellesley? Was bringt Sie allein auf diesen Halsbrecherischen Weg?“

„Dasselbe Unheil, welches Sie nach dem Lager treibt,“ rief in abgerissenen Lauten der Beraubte, Verzweifelte. „Dibbeh ist entflohen? Ist's nicht so?“

„Alle Wetter! Woher wissen Sie?“ fragte Henry, der abgesprungen war und die Zügel dem Maulthiertreuer zugeworfen hatte, um den schwankenden Mann zu halten.

„Sie hat es mir geschrieben,“ stöhnte Wellesley. „Ich fand den Brief bald nach Ihrem Aufbruch, und da im ganzen Lager kein Reitthier aufzutreiben war, eilte ich zu Fuße —“

„Sie hätten sich verirren können, Mr. Wellesley. Der Abgrund spahrt nicht!“

„Ich habe den Weg früher mehrfach zurückgelegt; — zudem ist mein Geist hellsehend genug, um den Körper zu leiten. — Aber um dieß Alles handelt es sich nicht,“ rief Wellesley, indem er Everett den Weg nach dem Cedernhain hinanzog, „sagen Sie mir vielmehr, wie es Dibbeh gelang, sich Ihrem Schutz, Ihrer Bewachung zu entziehen, denn Sie hätten sie bewachen sollen, Henry, da Sie wußten —“

„Mr. Wellesley, ich kann, ich will mich nicht entschuldigen. Ihr Vorwurf ist nur zu gerecht! Doch waren Berrasch und ich nicht in der unmittelbaren Nähe des Mädchens, als sie den bodenlosen Unsinn beging. Sie täuschte den Alles verkehrt anfassenden Schwarzrock, der uns im Festgetümmel suchte, während sie entsprang.“

„Sie gewahrten also Assab, Henry, und schlossen daraus rasch auf eine Entführung?“

„Alle Wetter!“ rief Henry erschrocken, denn jetzt erst fiel ihm ein, daß Dibbeh's Pflegerater aus ihrem Briefe eben nur ersehen haben könne, welche Gesinnungen die Betrogene gegen ihren Räuber hege, aber nicht die mörderischen Absichten des Drußen. „Alle Wetter, Mr. Wellesley, wir bekamen den schuftigen Burtschen nicht einen Augenblick zu Gesicht.“

„Was brachte Sie denn auf die richtige Vermuthung?“

„Den Henker auch, da war dieser Abu Ischok, Mr. Wellesley,“ stotterte Everett, der nicht wagte,

dem Verzweifeln neben sich, der ihn mit so wilder Hast weiter zog, die ganze Wahrheit zu sagen. „Der Kerl bekannte dem Schwarzrock, daß er um die nichtswürdige Geschichte gewußt habe. Ein Streit mit dem Räuber trieb ihn zum Verrath, durch den er fabelhaft viel Geld von Ihnen zu erpressen denkt.“

„Gebt ihm, was er verlangt!“ rief der reiche Mann außer sich, „aber er soll mir Dibbeh wiederbringen.“

Der Yankee verstummte vor diesem Aufschrei tiefster Seelenpein. Doch so scharf war sein Auffassungsvermögen, daß er im nächsten Augenblick begriff, wie den leidenschaftlich Verirrten das eifersüchtige Bangen vor Dibbeh's schrankenloser Hingabe an einen andern Mann fürchterlicher martern müsse, als selbst die Angst vor ihrem gewaltsamen Tode.

„Mr. Wellesley,“ flüsterte er dem ihn noch immer krampfhaft Fortschleppenden zu, „raffen Sie sich auf, besteigen Sie ein Maulthier und lassen Sie uns, wie die Gefährten, die den Fliehenden nachjagen, das Mädchen ihrem teuflischen Feinde abjagen.“

„Ihrem Feinde? — Die Schwärmerin schreibt

mir, daß Assad voll heiliger Liebesglut um sie als sein Weib geworden.“

„Lug und Trug, Mr. Wellesley! Wir wissen es besser. Der Nichtswürdige hegt einen wüthenden Haß gegen die einstige Sklavin. Er wollte sie nur erbeuten, um sich blutig an ihr zu rächen. Abu Ischak hat's von dem Glenden selbst gehört.“

„Steht es so?“ rief plötzlich mit fieberhafter Energie der Beraubte, „dann nur in den Sattel, Henry, und vorwärts, mein Kind zu retten.“

„Wir können beritten nur bis zum Cedernhain,“ rief Henry, „von dort müssen wir Fußpfade nach den Grotten einschlagen, wohin sie geflohen sind.“

„Ich kenne die Höhlen,“ rief der Entschlossene, „ich weiß, daß ein näherer Weg dorthin schon vor dem Walde abführt, der länger reitbar ist. O, diese ganze Gegend liegt licht und deutlich vor mir, wie eine selbstentworfenene Karte! Folgen Sie mir ohne Zögern, Henry; es wird Niemand von uns Beiden mit Assad zusammentreffen.“

(Schluß folgt.)

## Feuilleton.

### Vom Naschmarkt.

Von

**P. Chiavacci.**

Die „Bibliothek für Ost und West“ eröffnet ihre Serie mit einem köstlich anmuthenden Büchlein: „Aus dem Kleinleben der Großstadt“ (Leipzig, Engel), das bunte Bilder aus dem alten und neuen Wien zusammenstellt, welche uns so recht mitten in das Volksleben versetzen und die Typen des Bürgerthums plastisch und lebendig vor uns treten lassen. Der Verfasser, P. Chiavacci, kennt seine Leute, weiß, wie sie sprechen, und wenn er auch seine Landsleute nicht schont, er weiß, daß wir sie doch zuletzt wieder lieb haben müssen. Nur ein kleines Stück daraus mag hier folgen.

Sind das die Zelte Kara Mustapha's, wird sich der einsame Fremde fragen, welcher dank den Bemühungen des Vereins zur Hemmung — Pardon — zur Hebung des Fremdenverkehrs gegen Vergütung der Reisespesen auf der Ringstraße herumwimmelt und dann, den rothen Bädeler in der Hand, seine vielangesehnten Schritte über die Elisabethbrücke lenkt. — Nein, theurer Fremdling, antworten wir ihm, stolz und beglückt, ein ausgewachsenes Exemplar dieser kostbaren Spezies mit dem goldenen Gefieder, die Freude und Sonne der Gastwirthe, vor uns zu sehen — nein, theurer Fremdling, das ist der sogenannte Wiener Naschmarkt. Wenn du deinem ergebensten Diener gestattet, so wird er dich auf deinem Rundgang begleiten und als getreuer Cicerone dir jede gewünschte Auskunft geben.

Bevor du dich über die monumentale Elisabethbrücke mit den steinernen Zeugen von Wiens Größe wagt, wolle freundlichst eine kurze Zweikreuzereigarre anzünden nach dem Grundsatze: *similia similibus curantur*; denn die romantischste Ufer der Wien umsäumen eine Spielart des vielberühmtesten Wahnmudichkanals, und wenn just keine Pferde und Rinderkadaver dortselbst zu finden sind, dieweilen solche in unseren autschthonen Frankfurter Würsteln aufgebahrt zu werden pflegen, so dient dieß anmuthige Flüsschen schon seit undenklichen Zeiten als Begräbnisstätte von Hunden und Katzen; falls dein Blick aber längs der Böschung des rechten Ufers schweifen sollte, so wird er auf reiche Guirlanden von Zwiebeln, faulen Eiern, Obst,

Grünzeug aller Art stoßen, welche in der Symphonie von Düften einen mächtigen Akkord bilden. Hier beginnt der Naschmarkt.

Verfüge dich, geneigter Fremder, mit mir mitten in's Gewühl. Ein schrilles Gewirr von Stimmen dringt wie Meeresgebräus an dein erstauntes Ohr: „Her da, sieben Zwetschen um zwa Kreuzer!“ — „Kauft's m'r dö Zwetschen a!“ — „Was kriagns denn, Schakerl, mach'n m'r a G'schäft?“ — „Mahriße Gurken, mahriße Gurken hätt' i da!“ — „An' Zwiefel, her da, an' Zwiefel!“ — „Gnä' Frau, dö Birn müassn's kosten!“ — „Wart, Du, Mistbua, Du graupeter, i' wir' Dir trafen, wann i' Di' derwich'!“ — „Kaste Koldöffel, Spielelei!“

Oder Spree-Athener! Ich weiß sehr gut, daß viele Sprache deinen an den attischen Wohlklang der heimathlichen Metropole gewöhnten Ohren barbarisch klingt, und vergebens würdest du ihre Deutung versuchen. Es ist auch besser so. Denn solltest du zufällig das Mißfallen einer dieser robusten Damen erregen, so könnte es dir leicht geschehen, daß sie, über deine eventuelle Athenreife stolz hinwegsehend, dir zuriefe: „P'jammig'scharfes Kleingepferl, laß Di' hamgeigna!“ was in der Sprache Schiller's und Goethe's ungefähr so lauten würde: „Du, an Schwindsucht leidendes, gebörtes Birnen-Josefchen, laß Dich auf Deinem Heimweg mit der Violine begleiten.“ — Drum ist es besser, lieber Fremdling, du verrätst mit keiner Geberde, daß du zu dem Stamme Jener gehörst, welche die Wienerinnen lieben, aber die Berlinerinnen heirathen.

Eine unübersehbare Reihe von riesigen weißen Parapluets, welche von der Ferne leicht den Eindruck eines Zeltlagers machen können, schütten die verschiedenen „Standl“ und ihre Besitzerinnen vor den versengenden Blicken der Augustsonne. Unter diesen Leinwanddächern sind zwar nicht die Schätze beider Indien, wohl aber ist Alles aufgespeichert, was Gemüse- und Obstgarten, Feld und Wald Lieblihes und den Gaumen Reizendes beut. Es gibt für das Auge nicht leicht ein erquickenderes Bild, als solch' einen in aller Farbenpracht und Frische prangenden Gemüsestand. Als ob die Künstlerhand eines niederländischen Stilllebenmalers gewaltet hätte, ist Alles mit Geschmack und weiser Bemühung der Farbeffekte geordnet.

Zwischen mächtigen Körben von Spinat und Salaten aller Art blinken goldgelbe Zuckerrüben, weiße und rothe Radishes, und aus den dunkelgrünen Kohl- und den helleren Krautköpfen guckt die schneeweiße Rose des Blumentohls hervor;

die verschiedenen Gemüsegattungen, untermischt mit Spargelbohnen, blauem Kohl, grünen Erbsen, Schwämmen, schwarzem Koller, Preiselbeeren, Zwiebelkränzen, Paradiesäpfeln, je nachdem sie die Jahreszeit bietet, steigen in sanft abgetöntem Grün bis zur obersten Stufe des Grünzeugregals empor, gekrönt von riesigen Wassermelonen und Kürbissen, und flankirt von Erdäpfelpyramiden, Rüben- und Gurkenbergen. Je höher nun solch' ein „Standl“ aufragt, je frischer und üppiger das Grün die zwischen den Gemüsebergen luftwandelnden Hausfrauen und Küchennymphen lockt, desto stolzer und selbstzufriedener blickt die Besitzerin dieser Schäge. Das ist aber auch keine kleine Arbeit; von der frühesten Morgenstunde hat sie schon emsig gewandelt, geordnet und wieder zerstört, bis Alles an seinem Plage, bis die Farbenharmonie nichts zu wünschen übrig läßt, bis die Raumausnützung eine vollständige ist.

Wenn du dich einmal in froher Gesellschaft bei einem Glase Sekt verplaudert hast, lieber Fremdling, und du suchst in frühesten Morgenstunde dein Hotel auf, so wirst du in den sonst einsamen Straßen auf ganze Züge von plumpen Fuhrwerken stoßen, auf welchen verummumte, schlaftrunkene Gestalten hocken; ingeleichen wirst du halbverschlafenen Weibern mit Butten und Körben begegnen. Sie Alle gehören zur Intendantur des Wiener Magens und sorgen still und emsig für seine Bedürfnisse, noch lange bevor sich das müde Wien den Schlaf aus den Augen gerieben. Meist schon am Tage vorher nach Sonnenuntergang brechen die „Krawaten“ mit ihrem schwer beladenen Fuhrwerk auf und sammeln sich in langer Zeile längs der Wien und an dem großen Plage vor dem Freihaufe; alsbald beginnt ein geschäftiges Treiben, ein Markten und Feilschen, ein Durcheinanderlaufen, ein Aufundabladen, Lachen und Schimpfen, das mit dem fortschreitenden Morgen immer ärger wird.

Unter die Bauernwagen mischt sich allmählig ein Heer von Wägelchen, von lustig bellenden Hunden gezogen und von kräftigen, härtigen Männern dirigirt; das sind die Greißler. Kurz nach Tagesanbruch kommen die ersten Küchenverwalterinnen angerückt, mit großen Körben und noch größerem Mundwerk; sie plaudern und lachen, kosten und feilschen, grüßen Bekannte und theilen Händedrückes aus, klagen ihren „Kräuterinnen“ ihre Noth und Schimpfen über ihre Frauen; und die Frauen, mit größerem oder geringerem Gefolge, das oft aus der Magd und mehreren Lehrbuben besteht, thun ein Gleiches, nur daß sie der Frau Sali oder Wabi oder Resi ihr Leid wegen der Diensthöfen klagen und sie fragen, ob sie denn noch immer kein braves Mädchel wüßte.

Belauschen wir eine von den vielen Gruppen, die sich in den engen Gängen zwischen den Buden und Ständen gebildet haben.

„Was, gnä' Frau,“ jagt die Frau Resi, die gesuchteste „Kapänlerin“ auf dem ganzen Naschmarkt, „dös Paar Hendl woll'n S' um 80 Kreuzer hab'n? Da müßt' i's rein g'stohl'n hab'n — schau'n's her, wie wuzerfett als i' san. Was hab'n's denn an so freipirte Viecher, dös auschau'n, als wie der arme Lazarus, und so zach san, das ma Heaneraug'n im Magen kriagt, wann ma's ißt.“

Die Frau erwidert, daß ihre Kathi ihr die schönsten Hühner das Paar um 80 Kreuzer bringe.

„Dös kann scho' sein,“ erwidert die Frau Resi, „da müßt' i's aber scho' solche sein, dös die Flöh' deckreten hab'n.“ — „Kummens her, Schagerl, an' schön' Rahm hätt' i da, — den Topfen tausens m'r a.“ — „Um 90 Kreuzer gib' i Zhnas, dös Pipi, gnä' Frau; was hätten's denn davon, wann i einiblaß', daß dös Viecherln aufgehen, als wie in Silberer sei' Luftballon? Alsdann mach'n m'r ta G'schäft?“ — „Küß d'Hand, gnä' Frau! An anders Mal! (Für sich:) Kräul' a, aufdunnerte Gretl, sang' d'r Flig'n, wannst kane Hendl'n zahl'n kammst.“

Gigantische Fässer mit Obst, welche für den Diogenes einen wahren Feenpalast abgegeben hätten, spenden ihren Inhalt freigebig in die Butten der Greißler; eine Legion von Bitteln und Körben dient dem Engrosverkauf. Fleischerbuden, Stände mit Selcherartikeln, Geflügel, Fischen, Wildpret sorgen für die solideren Grundlagen des Magens. Die Obststände, ehemals sehr primitiv, haben nun auch die feinsten Früchte des Orients aufgestapelt, neben Birnen, Äpfeln, Pfirsichen, Trauben gewahren wir frische, saftige Feigen, Agrumen aller Art, Mandeln, Kofinen, Malagatrauben. Der äußerste Flügel des Marktes

gegen die Hauptstraße hin ist ein blühender Blumengarten. Hier sieht man die mannigfaltigsten Topfgewächse von Stiefmütterchen, Vassilikum, Melisa angefangen, welche die einsame alte Jungfer zur Ausschmückung ihres Kämmerleins kauft, bis zur keuschen Kamelle, welche für den Geburtstagsstich der Angebeteten erkanden wird, und bis zur aristokratischen Fächerpalme, dem fürnehmen Ficus oder der tierlichen Azalee, der farbenprächtigen Tulpe.

Hier wird die fürsorgliche Hausfrau durch Aug' und Ohr an tausend unbedeutende Sächelchen erinnert, welche dem Haushalte noth thun. Neben den Buden, welche echtes Kornbrot, Sparwecken und allerlei Gebäck ausbieten, hat sich ein Vogelhändler etablirt, der nicht nur mit den bunten Sängern des Waldes handelt, sondern auch alle jene Lederbissen, welche dem Liebling daheim so wohl munden, feilbietet: Ameisenier, Widen, Hirse, Hanf, Hühnerdarm, Mehlwürmer und allerlei schmackhaftes Grünzeug. Auch in den „Gewölbern“ des Naschmarktes setzt sich das lebhafteste Treiben fort und in der Lottokollektur wird manches Körbelgeld gegen einen glückverheißenden Risikonto vertauscht. In den Winkeln, welche nicht von ergebessenen Verkäuferern ostupirt sind, haben sich „Krawatinnen“ eingemischt, welche in ihrer Schwinge Gelddörren, Kinderuhren, Spielzeug, Strumpfbänder aufgestapelt haben; daneben ein Serbe mit dem süßen „türkischen Honig“, „Mandoletti“, landirten Früchten; selbst ein ambulanter Graveur, ein scharf ausgeprägter, interessanter Kopf, treibt sich mit seinem kleinen Waarenlager von „Betschirföckeln“, „Monogrammen“, „Siegelmarken“ herum, sodann ein ehrwürdiges Leberleibsel der seligen Wandelframergilde, dann ein Mann mit gelehrten Vögeln, welche in ihren Schnäbeln glückbringende Nummern tragen, oder das „Horoskop“ stellen, wofür manche Kochkünstlerin ein paar Kreuzer opfert, um der bangen Zweifel bezüglich ihres Deutschemisters ledig zu werden — e tutti quanti.

Zwischen all' diesen Buden und Ständen drängt sich seit den frühen Morgenstunden eine bunte Menge von Frauen und Mädchen, Männern und Knaben, stoßt und wird gestoßen, feilscht und erstickt. Alle Stände kommen hier zusammen, welche gegen die Kochkunst eine größere Verpflichtung haben, als daß sie sich Mittags zum wohlbereiteten Tische setzen: von der fürsorglichen Dame, welche vom Lande herinkommt und die eingekauften Gegenstände in ihre Equipage tragen läßt, bis zur schwergeplagten Köchin, welche für fünfzehn Gesellen kochen und von den Abfällen, den „Reich- und Salatplätzchen“, noch fünf gefräßigen Lehrbuben ein Extramentü bereiten muß. — Hieher komme, o Fremdling, wenn du die echte Wienerin bei der Arbeit sehen willst. Du wirst so viel schmucke und dralle Gestalten finden, die ihre einfachen Toiletten mit unnachahmlichen Ghit zu tragen wissen, du wirst in so viel reizende, blühende Gesichter blicken, du wirst neben viel Anmuth und Grazie so viel schalkhaften Humor, so trefflichen Mutterwitz kennen lernen; du wirst im Gespräch so viel kluge und zutreffende Antworten erlauschen, daß du — ich zweifle nicht an deiner Gerechtigkeitsliebe — daheim deiner Syreë-Pallas-Athene trotz alles Schmollens erklären wirst, daß die Wienerinnen nicht nur geliebt, sondern auch geheirathet zu werden verdienen.

Sollte dich aber die Lust anwandeln, das ewig Weibliche in einer seiner wunderlichsten und droffigsten Spielarten kennen zu lernen, so trohe nur dem Zorn einer dieser robusten Damen mit der männlich heiseren Stimme und dem geblühten Kopftüchel und du wirst deine blauen Wunder hören. — Erzählt doch die Tradition von einer der berühmtesten Vorfahrerinnen dieser Damen vom Stande, der „Naschanzger-Kathl“, daß zur Kongregzeit der Kaiser von Rußland, begierig, den Wohlstand des urwüchigen Wiener Dialektes an der Quelle zu genießen, mit dieser „anbandelte“, indem er ihre Waare nicht nur theuer, sondern auch schlecht fand. Eine Hochstut von Schimpfworten war die Antwort. Selbst als ihr ein des Weges kommender Herr, welcher den hohen Gast erkannt hatte, jurauante, daß sie einen Kaiser vor sich habe, geiserte sie noch zu ihrer Nachbarin hinüber: „Du, Sepherl, hast g'hört, der nothige Kerl, der Schmutzian will a Kaiser sein. Geh', ley' ihm dei' Zuapfeiß' helen auf, daß er wenigstens a Kron' auf'n Kopf hat!“

Und nun gehab' dich wohl, lieber Fremdling. Solltest du von der Wanderung durstig geworden sein, so geh' in das Schwirzhaus zum Hettlinger, dort wirst du die Koriophäen des Fratzerlethums nach dem Mißsal des Nacht- und Tagewerkes hinter einem Glase Wein finden.